Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 ℳ. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ. — ₰
Für einen Monat		1 ℳ. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ. — ₰
Für einen Monat		2 ℳ. — ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Englische Romanbibliothek.
Sammlung der besten Novitäten hervorragender
englischer Autoren
herausgegeben von Paul Jüngling.

Lieb Fräulein Unhold

von

Justin Mc. Carthy M. P.

Berlin 1881.
Expedition durch Kogge & Fritze
(Separat-Conto).

Lieb Fräulein Unhold

von

Justin Mc. Carthy M. P.

Verfasser der „History Of Our Own Times.“

Autorisirte Uebersetzung von C. Düsterhoff.

Zweiter Band.

Berlin 1881.
Expedition durch Kogge & Fritze
(Separat-Conto).

Zweiter Band.

Berlin 1881.

Lieb Fräulein Unhold

von

Justin Mc. Carthy M. P.

10. Kapitel.

„Ist Durewoods nicht mehr dasselbe?“

Die Meisten unter uns glauben an ein ideales Ich — ein Etwas, das verschwommen im Leben vor uns herschreitet, durch unsere praktischen Beschäftigungen aber stets von uns fern gehalten wird, das wir zeitweise aus dem Gesicht verlieren, das wir aber dennoch in manchen Lichtblicken immer wieder sehen. Das ist vielleicht der Genius der römischen Mythologie, der jedem Individuum zukam. Es ist das Bild dessen, was wir geworden wären, wäre alles genau so gegangen, wie es sollte, wenn wir in unserer Jugend nicht so arm oder nicht so reich gewesen wären, wenn diese oder jene Person, die kaum eine Entschuldigung hat, uns nicht in Versuchung geführt hätte, oder wenn jene andere Person, die ganz und gar keine Entschuldigung hat, uns nicht in die Quere gekommen wäre. Welt und Fleisch und ein anderer

Einfluß müssen sich eines Menschen entsetzlich bemächtigt haben, wenn er nicht mehr dann und wann sein ideales Ich vor sich erblickt.

Welt und Fleisch hatten Sir John Challoner's Augen nicht so verblendet, daß er nicht manchmal sein ideales Ich sah oder zu sehen meinte. Es war undeutlich sichtbar, wenn er in seiner Bibliothek las, aber viel klarer und gewisser, wenn er in Gesellschaft seiner Tochter war. Es that ihm wohl, zu denken, daß er in ihrer Gesellschaft — d. h. wenn sie beide allein waren — dann nur sein ideales Selbst war. Ein Kritiker, der dies gewußt und analysiert hätte, hätte vielleicht behauptet, Sir John Challoner spielte in Gegenwart seiner Tochter nur eine gewisse Rolle, um sich ihre Achtung und Liebe zu bewahren und in ihren Augen ein Held zu sein. Sir John dagegen überredete sich, daß er in ihrer Nähe das war, was er in der Welt geworden wäre, hätten sich die Dinge anders gestaltet, wäre er nicht dem Ehrgeiz in die Arme getrieben worden, wäre das Vorwärtskommen in London nicht so etwas Aufreibendes, hätte ein Emporkömmling nicht mit so vielen Gefahren zu kämpfen. Der unglückliche Künstler in Murger's „Bohemia“ klagt am

Sarge seiner Geliebten, daß man seine Jugend begraben will; wäre es über Sir John Challoner verhängt worden, am Grabe seiner Tochter zu stehen, er hätte ein ähnliches Weh gequälter Selbstsucht empfunden und über sein ideales Ich geweint, das mit ihr begraben wurde.

Sir John ging spät zur Ruhe und stand früh auf. Er bequemte sich wenigstens zu der Hälfte der Bedingungen, die nach dem Sprichwort zu erfüllen sind, um reich, weise und gesund zu werden. Seine Tochter ähnelte ihm — wie wir schon wissen — im Spätaufsitzen und zuweilen auch im Frühaufstehen. Sir John wußte, daß, wenn er in London war, Marie noch stundenlang zu lesen pflegte, wenn längst jedes andere Wesen im Hause und in ganz Durewoods zu Bett gegangen war. Er warnte sie nie davor, deutete nicht einmal an, wie ältere Leute gewöhnlich thun, daß die Nachtstunden und das Lampenlicht die Rosen ihrer Jugend welken möchten. Er kreuzte nie in etwas ihren Weg und gab ihr kaum je einen direkten Rath. Er hatte die Idee, daß ältere Leute nur dadurch ihren Einfluß auf jüngere verlieren, daß sie ihnen ihren Rath aufdrängen, den die Jungen doch nur beschränkt an-

nehmen. Außerdem hielt er sich für viel zu wenig sicher über die meisten Gegenstände, um das volle Zutrauen seiner Tochter dadurch auf's Spiel zu setzen, daß er ihr vorpredigte, sich so oder so zu verhalten. Bei seiner Verheirathung fand Sir John, daß seine Frau strenge religiöse Ueberzeugungen hatte. Er selbst hatte keine; aus dem Zeug, sagte er, machte er sich nicht viel. Er hatte zuviel zu thun, um für solche Gedanken Zeit übrig zu haben. So erklärte er seiner Frau, sie möchte ihre Kinder ganz nach ihrem Belieben erziehen, in welcher Weise und zu welchem Glauben sie wollte. Das war nach seiner Meinung nicht mehr als billig, denn sie hatte darin ertschiedene Grundsätze und er nicht. Bewies sich ihr Bekenntniß schließlich als das richtige, so hätten die Kinder offenbar dadurch gewonnen, — wies es sich aus, daß er Recht hatte, so kamen sie doch dabei nicht schlechter fort. „Die Kinder" bestanden nun blos in Marie. Wenn aber Sir John sich in Durewoods aufhielt, so ging er Sonntags mit Marie zur Kirche, wenn sie es wünschte.

Das Resultat von alledem war, daß Sir John seiner Tochter immer als ein herrlicher Genosse und eine Art Held erschienen war, und daß er einen

mächtigen Einfluß auf sie ausübte, der einem Manne mit mehr Gefühl für Verantwortlichkeit eine schwere Bürde gewesen wäre.

Am Abend des Tages, wo Christmas nach London abgereist war, saß Marie noch lesend in ihrem Thurmstübchen, demselben, in dem Nathanael Cramp der Burgfrau seine Ehrfurcht bezeigt hatte. Zwei milde Lampen erleuchteten den Raum, und, obgleich ein starker Regen fiel, stand eines der Fenster offen, und der scharfe Wind peitschte von Zeit zu Zeit einen langen Zweig tropfend durch die Oeffnung. Marie legte gelegentlich ihr Buch nieder und blickte durch die windbewegten Bäume in den stürmischen Himmel mit seinen geistergleichen eilenden Wolken. Sie fühlte sich in der poetischen Mannichfaltigkeit dieser milden, nassen Nacht sehr glücklich. Auf dem Lande muß man von Empfindungen leben oder sich begnügen, zu vegetiren. Marie aber konnte nicht vegitiren. So war nach einem lieblichen Sommertag eine köstliche Abwechselung in dem stürmischen Anachronismus von Wind und Regen. So gefiel ihr die Gesellschaft nach der Einsamkeit, und war die Gesellschaft weggegangen, so war ihr wieder die Einsamkeit willkommen. Es

amüsierte und freute ihren Vater oft, zu beobachten, wie viele seiner Eigenthümlichkeiten sie an sich hatte.

Marie erwartete ihren Vater in ihrem Zimmer. Sie wußte, daß er kommen würde, wenn der letzte seiner Gäste ihn verlassen hätte. Gegen elf Uhr erschien er und ließ sich nach seiner Gewohnheit zu einem Plauderstündchen nieder.

„Bist Du noch immer nicht schläfrig in der Nacht, Marie?"

„Niemals, Papa. Ist das etwas sehr Schlimmes?"

„Ich vermuthe es. Du bist in dieser Weise wie Dein unglücklicher Vater. Wir können's nicht ändern, mein Kind, und wir leben dennoch. Gute Menschen gehen immer früh in's Bett."

„Das habe ich auch immer gehört. Aber es ist etwas so Herrliches, in der Nacht zu lesen."

„Das ist es — und Du siehst wunderbar wohl aus, Marie. Wie findest Du Ronald Vidal?"

„Nun, ich weiß nicht. Er ist mir so ganz neu und ist sonderbar, und er scheint ja klug zu sein. Ist er alt oder jung?"

„Sagt Dir das sein Gesicht nicht?"

„Er ist hübsch und sieht freilich jung aus. Aber er scheint frühzeitig vertrocknet zu sein. Er

erinnert mich an die Geschichten von den Wechselbälgen — welsche Feengeschichten, nicht wahr? — und bretonische, denke ich, der alte Merlin erzählte mir so etwas.“

„Es giebt jetzt in London auf vielen jungen Schultern alte Köpfe, Marie — sowohl bei Mädchen wie bei Männern. Ich denke wohl zuweilen, wir von der älteren Generation sind die einzigen jungen Leute. Ich würde das auch überall behaupten, wenn ich nicht fürchtete, es bewiese nur, daß ich alt werde, wenn ich jetzt mich als jung darstellen wollte.“

Marie blickte mit einem Lächeln der Bewunderung auf ihren hochgewachsenen, schönen, dunkelhaarigen Vater.

„Mr. Ronald Vidal muß über anderthalb Jahrhunderte älter sein als Du, Papa. Wir rechnen die Zeit nach Herzschlägen, Du weißt doch, Festus sagt es — war es nicht Festus?“

„Dann denkst Du, das Schlagen seines Herzens habe Vidal vor der Zeit alt gemacht? Ich hätte das nicht gedacht, Marie; aber es freut mich, daß Du es denkst.“

„Herz? Nein, das meinte ich nicht. Ich

wandte meinen Auszug schlecht an. Ich setzte nicht voraus, daß er überhaupt Herz habe."

„Vielleicht trägt er's nur nicht auf der Zunge, daß die jungen Mädchen sich's zu nutze machen können."

„Die Elstern, glaube ich, heißt es in Shakespeare. Aber Elstern und junge Mädchen sind wohl so ziemlich dasselbe."

Sir John lächelte.

„Er ist ein sehr gescheuter junger Mensch; er hat mehr als zuviel Kopf."

„Ja, das mag ja sein. Aber warum spricht er denn von Spitzen?"

„Von Spitzen, mein Kind?"

„Er redete heute wer weiß wieviel von Spitzen und altem Porzellan."

„Nun, das alte Porzellan war vielleicht nicht so übel. Dies Zeitalter des Fortschritts hat, wie Du weißt, die griechische Kunst um des alten Porzellans willen weggeworfen, und wir haben die venetianische Malerschule mit den Künstlern Japans vertauscht. Vidal liebt es immer, an der Spitze der neuesten geistigen Entwickelungen zu stehen."

„Und die Spitzen?"

„Das that er nur, um Dir zu gefallen, bin ich überzeugt. Zu mir redet er nicht von Spitzen. Männer von einer gewissen Gemüthsart meinen immer, sie sagten einer Frau ein Kompliment, indem sie annehmen, ihr läge nur etwas an Spitzen und solchem Zeug. Wenn Du jedoch Vidal zeigst, daß das nicht Dein Geschmack ist, so wird er bald einen andern Gesprächsstoff ausfindig machen. Ich werde ihm sagen, wenn Du es magst, daß Du ein sehr kluges, geistvolles Mädchen bist und Dir aus Spitzen nicht mehr machst als er.“

„O bitte, thu' doch das nur nicht! Es würde ihn erschrecken; er hielte mich für eine Art Minerva, und das möchte ich nicht gern! Laß ihn mich für so dumm halten, wie er will. Ich mag ihn ganz gern, wie er ist; man hat doch an ihm etwas Seltsames, Merkwürdiges zu studiren — und wann wird er wieder gehen?“

„Er bleibt nirgends lange. Aber in der Stadt wirst Du ihn sehr oft sehen. Wie gefällt Dir der junge Pembroke?“

„Recht sehr. Er hat etwas so Frisches und Unstudiertes an sich. Er erscheint noch so jung und

dennoch ganz und gar nicht dumm und blöde wie ein Knabe.“

„Er ist der Sohn eines meiner ältesten Freunde, das weißt Du doch, Marie?“

„Er erzählte es mir und Miß Lyle auch. Ich hoffe, Du wirst recht gut gegen ihn sein.“

„Ich denke sogar, ihn ganz unter meinen Schutz zu nehmen, wenn ich kann, wenn er nach meinen Wünschen einschlägt. Er ist sehr jung“ — Sir John zögerte.

„Aber er wird älter werden, Papa, er wird älter werden. Es freut mich so, zu hören, daß Du ihm vorwärts helfen willst. Ich hatte vor, eine ganz demüthige Petition dieserhalb an Dich zu richten, auf meinen Knieen, wenn Du darauf bestanden hättest, daß Du doch etwas für diesen guten, gescheuten Menschen thun möchtest. Ich vermuthe, er ist arm — wenigstens nicht reich, denn das sagte er mir.“

„Er hat Dich schon zu seiner Vertrauten gemacht, Marie?“

„O ja, Papa. Ich denke, ich selbst habe ihn aufgefordert, mir alles von sich zu erzählen, und

da erzählte er mir denn alles — alles! Aber Dein Verdacht ist trotzdem unbegründet, Papa!“

„Mein Vardacht, Marie?“ fragte Sir John, ein wenig mißgestimmt, daß sie überhaupt dachte, er hätte einen Verdacht.

„Ja, Papa. Ich sah, daß Du lächeltest. Du glaubst, er suchte sich meines Einflusses über Dich zu versichern — das war Deine Idee. Gestehe es!“

Sir John lächelte wieder — diesmal bedeutend erleichtert.

„Du warst wirklich ganz im Irrthum, Papa. Er hatte nichts Derartiges in seinem Herzen. Im Gegentheil, ich glaube, er ist voll einer stolzen Unabhängigkeit, wie ein wilder Vogel. Wir müssen ihn sehr vorsichtig behandeln, oder er fliegt uns weg.“

„Nun, Marie, wir wollen seinen Unabhängigkeitssinn respektiren. Das ist kein Fehler, der uns im modernen Leben zu oft belästigt. Es freut mich sehr, daß Du diesen jungen Mann gern magst; denn wir werden ihn in London ziemlich oft bei uns sehen. Und ich hatte vor, Marie, Dich zu bitten, Du mögest mir zur Liebe und um alter Zeiten willen, die Deine Erinnerung noch nicht um-

faßt, recht besonders freundlich und aufmerksam gegen den armen Burschen sein.“

„Wie froh bin ich, daß ich ihn schon kenne und gern habe. Ich fühle schon eine große Anhänglichkeit an ihn, und dies ist nicht – denn ich sehe Dich schon wieder lächeln — dies ist nicht eine von meinen plötzlichen Zuneigungen, und ich werde ihn nicht im nächsten Augenblick fallen lassen. Ich habe ihn studiert und bin gewiß, ihn gründlich zu kennen, bin also nun auch überzeugt, daß er mir immer lieb sein wird.“

„Ich hoffe es, Marie. Der Grund, warum ich wünsche, Du mögest besonders höflich gegen ihn sein, ist dieser: unter unsern Bekannten in London werden wir manch Einen haben, dessen Stellung, Vermögen und Aussichten von denen des armen Pembroke sehr verschieden sind, Leute natürlich von viel größerem Talent, Leute von Namen und Bedeutung. Da thäte es mir denn leid, wenn er dächte, wir sähen auf ihn herab — was andere auch immer thun mögen.“

„Das soll nie jemand von mir denken,“ sagte Fräulein Unhold mit großmüthiger Wärme.

„Und von mir auch nicht, mein Kind.“

„O, von Dir könnte man das nicht denken. Du handelst immer großmüthig. Niemand hält es für möglich, daß Du könntest von einem unedlen Gefühl bewegt werden. Aber Frauen sind zuweilen so wenig großmüthig; ich will es nicht sein, und die Leute sollen das erfahren.“

Sir John wandte die Konversation andern Gegenständen zu. Marie vergaß nicht, ihn um irgend welche Verwendung zu Gunsten Nat Cramp's zu bitten. Sir John bemerkte, daß, nach dem was er mit angesehen, Nathanael ein aufgeblasener junger Idiot sein müßte, versprach aber dennoch seine Hülfe. Es war Marie's aufrichtige Meinung, daß ihr Vater das Glück eines Jeden machen könnte, den zu patronisiren ihm gefiel. Darauf sprachen sie von Büchern und neuen Dichtern. Sir John wandte immer Fleiß darauf mit den neuen Erscheinungen vertraut zu sein, trug auch immer viel Bewunderung dafür zur Schau, ob er sie fühlte oder nicht, sobald seine Tochter es that, damit er nur nicht in ihren Augen unliebenswürdig oder alternd erschiene. So vermied er es auch sorgfältig, eine ungebührliche Bewunderung für solche Dinge an den Tag zu legen, die „zu seiner Zeit“ bewundert worden

waren. Endlich erhob er sich, um zu gehen. Seine Tochter stand auf, schlang einen Arm um seinen Nacken und küßte ihn. Er hielt sie einen Moment lang fern von sich und überblickte mit Bewunderung und einer Art Verwunderung — echte oder angenommene — ihre hohe, schön entwickelte Gestalt.

„Nun, Marie," sagte er, „Du bist nun wirklich zur Jungfrau herangewachsen! Noch vor kurzem warst Du ein Backfisch, und jetzt bist Du heirathsfähig. Wenn wir im Winter nach London gehen, so wirst Du wohl Freier genug haben. Aber wir müssen nicht den Ersten, Besten nehmen, Marie. Du bist ein viel zu kluges und viel zu hübsches Mädchen, um nicht Ehrgeiz zu haben."

„Ist Ehrgeiz etwas so Schönes?" fragte Marie gedankenvoll, ohne ihres Vaters Lobsprüche zu beachten.

„Ist denn überhaupt etwas schön?" Sir John sagte es mit einer halb cynischen Schulterbewegung. „Ich weiß nicht, Marie, ob irgend etwas im Leben wirklich verdient, schön genannt zu werden. Aber der Ehrgeiz überlebt in gewissen Naturen alles Uebrige — in solchen Menschen etwa wie Du und

ich. Und wenn man sehr einflußreich ist, kann man viel Gutes thun.“

„Das ist wahr,“ sagte das Mädchen langsam, „das ist sehr wahr.“

„Solche Menschen, die nicht die Fähigkeit haben, etwas zu erreichen, die schmähen den Ehrgeiz. Wenn ich nicht ehrgeizig gewesen wäre, Marie, wie wäre ich je dahin gelangt, etwas Gutes zu thun oder armen Sterblichen eine hülfreiche Hand zu leihen? Ich habe zu meiner Zeit manches Gute gethan und werde es fernerhin thun, und Du ebenso. Eines Tages wirst Du Macht und Einfluß haben, ich sehe es. Und Du wirst beides wohl anwenden. Ja, mein Herz, Du bist ein ganzes Weib! Endlich — so bald! Gute Nacht, Marie!“

Er küßte sie zärtlich und verließ das Gemach.

Marie stand noch eine Zeitlang auf demselben Fleck, wo er sie verlassen hatte, und obgleich sie allein war, schien ihr Antlitz zu glühen. So war denn die lange, süße, inhaltsleere Mädchenzeit vorbei, und sie war ein Weib? Und vor ihr lag die weite Welt, in der ihr eine Karriere, Einfluß, Rang, und die Macht, Gutes zu thun, versprochen worden war. Sie durfte dann selbst eine einflußreiche

Wohlthäterin sein, zu der man emporblickte, und die sich ihrer Existenz bewußt war. Daß so etwas für Frauen zu hoffen war, hatte sie nicht gedacht. Ein Mann mag wissen oder träumen, daß er an der Schwelle einer Karriere stehe; aber das Leben eines Mädchens ist etwas so ganz Anderes. Und doch hatte sie nun Einflüsterungen und Rathschläge gehört, die auch ihr Ehrgeiz und Erfolg in Aussicht stellten. Ihr Herz schlug hörbar.

Sie wandte sich dem Fenster zu und blickte auf die bewegten Bäume und auf den weiten, wilden Himmel.

„Ich wünschte, die Nacht wäre schön," sagte sie halblaut. „Hat Miß Lyle Recht — schon Recht? Ist Durewoods nicht mehr dasselbe?"

In dieser Nacht träumte Marie, sie wäre eine große Prinzessin und würde die freigebige Gönnerin von Christmas Pembroke und Natty Cramp. —

Währendem ging Sir John in seine Bibliothek hinunter und fing an, eine Anzahl Geschäftsbriefe, Vorschläge, skizzierte Projekte durchzugehen, die er während des Tages zu ruhigerer Erwägung bei Seite gelegt hatte. Aber er schien heute weniger als sonst die Macht zu haben, sein Herz ganz diesen

trockenen Geschäftssachen zuzuwenden. Er hatte einen Plan, der ihm mehr am Herzen lag, und den er, wenn möglich, ausführen wollte. So legte er nach kurzer Zeit die Papiere weg, umschlang sein Knie und dachte nach. Je länger er nachdachte, desto zufriedener wurde er, es so richtig angefangen zu haben, um zu seinem Ziele zu gelangen. Daß Christmas Pembroke auf der Scene erschienen war, war ihm höchst unwillkommen. Der junge Mann war frisch, hübsch, anziehend, von gewinnenden Manieren. Er stellte sich unter romantischen Umständen dar als der Sohn eines alten, lange verlorenen Freundes und Nebenbuhlers, und er kam unter der malerischen Protection von Dione Lyle. Er war das gerade Gegentheil eines gewöhnlichen jungen Menschen von den breitgetretenen Wegen der Londoner Gesellschaft. Challoner kannte seine Tochter als kraftvoll und romantisch, hatte auch wenig Zweifel, daß sie unter gewissen Bedingungen eigenwillig sein konnte.

Außerdem hatte er die feste Ueberzeugung, daß Miß Lyle diesen Jüngling zu einem bestimmten Zweck vorgeführt hatte. Er hielt es für sicher, daß sie seine Tochter und Pembroke mit Absicht zusammengebracht habe. Dione hatte den Vater

des Jünglings geliebt, sie war voll von romantischen Ideen, und Sir John argwöhnte immer, sie wolle sich noch an ihm rächen, weil er früher alles daran gesetzt hatte, sie und ihren Liebhaber von einander zu trennen. Es war ihm nicht bekannt, daß Dione oder sonst jemand hinter die Kunststücke gekommen wäre, die er zu diesem Zweck angewandt hatte, aber er nahm an, daß dem so wäre, und daß sie auch unter der höflichsten Außenseite Feindschaft gegen ihn hegte. Er selbst hatte natürlich längst aufgehört, wegen dieser Geschichte feindselige Gefühle gegen irgend jemand zu hegen. Er war jetzt äußerst zufrieden, daß Dione Lyle ihn nicht geheirathet hatte, und es that ihm sogar leid, daß der ältere Pembroke sie nicht geheirathet hatte, wenn er wirklich so sehr an ihr hing. Aber Frauen, so faßte Sir John die Sache auf, vergessen nimmermehr, was man ihnen in Herzensangelegenheiten zu Leide gethan hat. Lange hatte er daran gezweifelt, ob sie ihn wirklich in Verdacht hätte; aber jetzt, wo sie so unvermuthet diesen Jüngling aus Japan auf die Scene brachte, jetzt war Sir John überzeugt, daß sie alles wußte, und daß dies ihre Rache war. Es sah einer Frau so ähnlich, so auffällig ähnlich!

Romantisch und boshaft zu gleicher Zeit — genau die Weise eines Weibes! Sir John überdachte es gründlich, baute sich das ganze Labyrinth eines weiblichen Gemüths zusammen und erforschte es dann von einem Ende zum andern. Er lächelte bei dem Gedanken, wie leicht und vollständig er das Komplott entdeckt hatte. Er setzte fest, daß Dione Lyle entschlossen sei, ihn zu bestrafen, seine ehrgeizigen Pläne zu durchkreuzen und den Sohn ihres alten Liebhabers zu beglücken, und das Alles dadurch, daß sie Marie Challoner an Christmas Pembroke verheirathete. Wenn man das absonderliche Leben in Betracht zog, das seine Tochter geführt hatte, ihre Zurückgezogenheit, ihre Unschuld und doch zugleich Klugheit, so gestand er sich, daß sie die Geschichte wohl durchdacht hatte und daß, unter günstigen Umständen und weniger wachsamen Hütern, wohl etwas daraus hätte werden können.

Der eine Punkt des ganzen Planes, den er für plump eingefädelt hielt, war, daß Dione Lyle Christmas Pembroke's Existenz nur aus einem Zeitungsbericht wollte erfahren haben. Das schien ihm armselig — es war zu augenfällig dumm. Es war recht gründlich nach Weiberart. Es amüsierte

ihn, daß seine frühere Liebe sich einbilden konnte, sie könnte ihm das einreden. Er zweifelte nicht daran, daß der junge Pembroke es glaubte; denn der junge Mann war offenbar ganz offenherzig und ehrlich. Auch war es gerade etwas so Romantisches, daß ein halbes Kind, wie er, es gern glauben mußte. Aber Sir John Challoner hatte denn doch etwas zu lange in der Welt gelebt, um sich so betrügen zu lassen; er war überzeugt, daß Dione seit Jahren die Laufbahn des jungen Pembroke verfolgt und wahrscheinlich die Abreise von Vater und Sohn nach Europa veranlaßt habe. Sir John war ein kluger Mann; um die menschliche Natur zu studiren, war sein Licht aber nicht trocken genug, wie Bacon sagt. Er trat zu jedem Gegenstand mit einer vorher festgesetzten Theorie heran, der sich dann alle Untersuchungen und Entdeckungen anpassen mußten. Diese Theorie war, daß jedermann seine Motive habe. Für die nicht unbeträchtliche Anzahl von Menschen, die sogar in ihren eigenen Interessen unfähig sind, ein geheimes Motiv zu fassen oder nur eine halbe Stunde darnach zu handeln, die niemals daran denken, etwas eher zu entscheiden, als bis die Entscheidung getroffen werden muß, und die

dann gerade nur das thun, was sie für recht und billig halten — für diese glücklicherweise nicht unbedeutende Klasse hatte er kein Zugeständniß.

Wenn er nun also das Komplott durchschaute, wie konnte er ihm entgegenarbeiten? Gewiß nicht in Befolgung des thörichten Alltagsgrundsatzes, Pembroke und seine Tochter von einander fern zu halten. Er war zu sehr Praktikus, um sich auf dergleichen zu verlassen. Er wußte wohl, das war es gerade, wodurch tölpelhafte Eltern immer und immer wieder die Mädchen in unpassende Liebesverhältnisse und abscheuliche Heirathen getrieben haben. Sir John faßte den Entschluß, Christmas Pembroke durch die stärksten Bande der Dankbarkeit und des Interesses an sich zu fesseln und in dieser Weise sein Gebieter zu werden, ihn ferner Marie aufzudrängen als einen Gegenstand freundschaftlicher und fürsorglicher Aufmerksamkeit und endlich zugleich als ein Echo mit langdauernden Vibrationen Ehrgeiz und Selbstliebe in ihr zu erwecken, wie sie nach seiner Meinung im Herzen seiner Tochter ebensowohl wie in jedem andern Weibe verborgen lagen. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er seine Tochter

zu sehr liebte, um sie nur vor einer thörichten Verbindung bewahren zu wollen. Er war besorgt, ihr die Schmerzen und Enttäuschungen einer thörichten Liebe zu ersparen. Bis hieher, meinte er, wären die Dinge recht gut gegangen. Er nahm das für eine gute Vorbedeutung, wie er die Augen seiner Tochter hatte aufleuchten und dann sich senken sehen, als er vom Ehrgeiz mit ihr redete.

Wie unberechenbar stärker der Ehrgeiz war, als die Liebe, das wußte der Mann des Erfolges wohl. Er hatte alle Liebesstürme seiner Jugend überlebt; doch der Ehrgeiz, so wenig er sonst von den klugen Jungfrauen hatte, hielt seine Lampe immer brennend in seinem Herzen. Jetzt wußte er ganz wohl, hätte er Dione Lyle in seiner Jugend geheirathet, er hätte längst alles Interesse für sie verloren, wenn sie auch noch so glücklich mit einander gelebt hätten. In der Weise, wie er mit Christmas verfahren wollte, war eine große natürliche Gutherzigkeit ausgesprochen. Obgleich er nämlich für seine Tochter eine fast peinigende Zuneigung empfand, so hielt er doch den Jüngling für beklagenswerth, der ohne Reichthum und Stellung sie überredet hätte, ihn zu heirathen. Es wäre

nicht allein für Marie unendlich glücklicher, nicht aus Liebe zu heirathen, sondern auch für Marie's Anbeter. Nach seiner Ueberzeugung funkelten in den Tiefen ihrer dunklen Augen die Anfänge eines Feuers, das mächtiger und ausdauernder war als das der Liebe. War dies Feuer des Ehrgeizes einmal angezündet, so würde es schwächeren Lichtern keinen Raum mehr übrig lassen.

11. Kapitel.

„Pflücket die Rose, eh' sie verblüht."

Was war der merkwürdige, schwer zu erklärende Beweggrund, der Marie mehrere Tage nach Christmas' Abreise davon abhielt, Miß Lyle zu besuchen? Miß Lyle selbst hätte wahrscheinlich in ihrer gutmüthigen, halb melancholischen, halb satyrischen Art gelächelt und gemeint, die Abwesenheit des hübschen jungen Mannes sei Erklärung genug, selbst wenn Marie nicht zu Hause durch neue Gäste unterhalten würde. Dione wäre nicht beleidigt noch verwundet worden. Die Mädchen müssen wohl alle so sein, dachte sie. Es war ihr sogar nicht unlieb, daß Marie den Sohn ihres alten Freundes so gern habe, daß ihr der Balkon ohne ihn recht sehr anders erschien. Aber vielleicht beurtheilte die gütige Freundin Marie dennoch falsch. Marie mochte wohl aus einem andern Grunde weggeblieben sein. Sie zog sich für den Moment von

Miß Lyle zurück, vielleicht wie ein in's Zweifeln gerathener Katholik seinen Beichtvater meidet, dessen Rathschläge er nicht mehr für sich geeignet hält.

„Was ist Ehrgeiz?" fragte Marie eines Morgens laut beim Frühstück.

Nur Mrs. Seagraves, Kapitän Cameron und Mr. Vidal waren zugegen. Sir John hatte zeitiger gefrühstückt und war in seinem Arbeitszimmer mit Briefschreiben beschäftigt. Kapitän Cameron machte sich mit einem Rettig zu schaffen, denn einen solchen aß er gewöhnlich zum Frühstück. Mrs. Seagraves schlürfte ihren Thee, das Haupt anmuthig zur Linken geneigt. Sie trug ein Morgenkleid von blaßblauem Musselin mit kunstvoll hineingearbeiteten weißen Lilien.

Jedermann blickte auf, als jene Frage aufgeworfen wurde. Mr. Vidal brach nicht sogleich mit einer geflügelten Abhandlung hervor, um die Sache zu ordnen, wie er es gewöhnlich that, wenn jemand über irgend etwas einen Zweifel hatte. Da aber die Gesellschaft stets von ihm Erklärungen vernahm, und erwartete, so sagte niemand etwas. Marie wiederholte also ernst ihre Frage; „Was ist Ehrgeiz?"

„Ein Wortspiel, Miß Challoner?“ fragte Mr. Vidal nachlässig. „Wenn das ist, so gebe ich es auf.“

„Nein, ich bitte um Belehrung, wie die Leute im Unterhause oder bei öffentlichen Meetings sagen, glaube ich. Was ist Ehrgeiz?“

„Es ist die kleinste Schwäche edler Seelen,“ rief Kapitän Cameron in die Enge getrieben.

„Aber was bedeutet das, Kapitän Cameron, was will das sagen?“

„Nichts, denke ich. Ich habe mich noch nicht viel mit der Bedeutung des Ausspruches beschäftigt; aber jeder führt ihn an.“

„Was ist die kleinste Schwäche edler Seelen?“

„Nun der Ehrgeiz natürlich. Habe ich es nicht für Sie deshalb angeführt?“

„Ja, aber was bedeutet das?“

„Da haben Sie mich gefangen,“ sagte der Legitimist ernst, „aber ich denke der Ehrgeiz ist etwas sehr Herrliches. Ich halte den Mann, der gar keinen Ehrgeiz hat, auch nicht einen Schuß Pulver werth.“

„O, ich liebe den Ehrgeiz!“ sagte Mrs. Seagraves mit Enthusiasmus, das Haupt mehr als je auf einer Seite und mit einem ihrer Wachsfinger

leicht ihr Kinn stützend. „Ehrgeiz ist die Amme alles Großen. Ich wäre gern ehrgeizig — es muß so nett sein! Freilich, in der falschen Weise möchte ich nicht ehrgeizig sein. Ich hasse jene Art Ehrgeiz — Napoleon und Alexander den Großen und solche Art Menschen. Früher liebte ich sie — als ich noch Mädchen war. In Napoleon war ich ganz und gar verliebt — o, ganz verliebt, das muß ich sagen. Nicht wirklich verliebt — so geradezu verliebt — und außerdem war er todt; aber verliebt, wie Mädchen es in Helden sind. Aber jetzt liebe ich diese Art Ehrgeiz nicht mehr.“

„Ehrgeiz in einem Mann verstehe ich wohl,“ sagte Marie, die durch diese letzte Meinungsäußerung nicht gerade sehr aufgeklärt worden war. „Aber in einer Frau? Worauf kann eine Frau ehrgeizig sein?“

„Da haben Sie ganz Recht,“ sprach Kapitän Cameron seine Zustimmung aus, obwohl eine Meinung gar nicht geäußert war. „Das ist thöricht, lächerlich und unweiblich. Es würde bald keine Lady mehr in England geben, wenn so was um sich griffe.“

Kapitän Cameron betrachtete offenbar weiblichen

Ehrgeiz als eine neue Entwickelung der Frauenrechte. Mrs. Seagraves platzte mit einem neuen Schwall von Begeisterung für den Ehrgeiz der Frauen hervor. Mr. Vidal, dem an Discussionen und allgemeiner Konversation nichts lag, sagte nichts. Marie fand, daß sie auf ihre Frage schwerlich eine Antwort zu ihrer Zufriedenheit erhalten konnte.

Sie hatte auch in der That den Gegenstand gar nicht auf's Tapet gebracht, um selber darüber unterrichtet zu werden, sondern theils, weil er ihr Gemüth bedrückte, theils weil sie neugierig war, zu wissen, ob Mr. Vidal selbst ein ehrgeiziger Mann wäre. Sir John Challoner's Worte hatten einen tiefen und theilweise beunruhigenden Eindruck auf sie gemacht. Sie schienen in etwas mit Miß Lyle's Worten übereinzustimmen, daß, wenn sie erst einmal Durewoods verlassen hätte, sie mit denselben Gefühlen wie jetzt nie wieder dahin zurückkehren würde. Es mag sein, daß Marie sich nur zu bewußt war, eine wie mächtige Bewegung ihres Vaters Worte in ihr hervorgebracht hatten.

Mr. Vidal war zuerst wenig angenehm. Marie war seiner Gesellschaft viel überlassen, denn ihr

Vater nahm Mrs. Seagraves auf sich und Kapitän Cameron ging meist auf selbstständige Excursionen aus. Vidal machte sich anscheinend nicht eine Spur aus Wald, Wasser und landschaftlicher Schönheit. Er warf kaum einen Blick auf Alles, was außer dem Hause vorging. Fast unaufhörlich sprach er, und er sprach sehr viel über Kunst, über Gemälde, sogar über Landschaften; aber kaum je erlaubte er seinen Augen, auf irgend etwas aus der Natur auszuruhen. Er erzählte Marie alles über die gegenwärtige Saison der königlichen Akademie, über die früheren Saisons, über die Kunstausstellung in Paris. Er versicherte ihr, daß jemand, von dem sie noch nie etwas gehört hatte, der bei weitem größte aller jetzt lebenden Künstler sei, und daß ein Anderer, über den sie ebenso unwissend war, ein bloßer Charlatan und und Gauner sei, über den jetzt alle Welt im klaren wäre. Er erzählte ihr, wie äußerst lächerlich sich Lady Lätitia Severanon mit ihren Sammlungen chinesischen Porzellans mache, die doch durchaus nicht echt, sondern absolut werthlos seien. Er hatte über alles nagelneue Ansichten. Wenn Marie in ihrer Unschuld zufällig einen berühmten Künstler alter oder neuer

Zeit bewundernd erwähnte, so versicherte er ihr, daß ihn jetzt niemand mehr schätze, und daß seine vollkommen falsche Methode jedermann bekannt sei. Er schnatterte am Schnürchen die Namen von Dichtern und Schriftstellern her, die unsere Heldin nie hatte nennen hören, und versicherte ihr, daß von ihnen die öffentliche Aufmerksamkeit jetzt völlig in Anspruch genommen werde. Dann hielt er so fließende ästhetische Abhandlungen über ihre resp. Verdienste, daß Miß Challoner sich wirklich ihrer Unwissenheit schämte. Ebenso war es mit der Musik. In der leichtesten, augenfälligsten Weise überführte er sie davon, daß sie von Musik absolut gar nichts wußte, oder vielmehr, daß es mit ihr noch schlimmer stand, als wenn sie gar nichts wüßte, da alle ihre Ideen falsch und ihr ganzer Unterricht nach einer falschen Methode geleitet worden sei. Dann ging er auf die Oper über und theilte ihr alles davon mit. Darauf analysierte er die Verdienste verschiedener Theater und Schauspielerinnen und setzte ihr ein vollständig neues dramatisches Princip auseinander, dem er Bahn brechen wollte, sobald er nur im Stande wäre, Geld genug zu erheben, um sich eines Theaters zu bemächtigen.

In der verhängnißvollen kleinen Höhlung mitten im Walde ging er in eine ernste und geläufige Abhandlung ein über die lächerlich falschen Grundsätze, nach denen manche Leute jetzt ihre Plafonds dekorierten.

Mr. Vidal war für Marie eine ganz neue Erscheinung. Er war wunderbar klug, dachte sie, und er schien alles zu wissen und jeden zu kennen. Nothwendigerweise war er also auch interessant, wenn man nur immerfort auf ihn Acht haben konnte. Aber im Freien war das nicht leicht für ein Mädchen, die die Effekte von Licht und Schatten, Wasser und Bäumen liebte, und die sich bei jedem Schritt darnach sehnte, ihren Begleiter auf alles Sehenswerthe aufmerksam zu machen. Es war allerdings wahr, daß auch Christmas Pembroke zuerst keine Augen für die Scenerie hatte; aber er konnte doch die Schönheiten sehen, auf die man ihn hinwies, und sein ganzes Benehmen und Reden waren ihr auch sympathischer. Christmas erschien ihr sehr jung, Ronald Vidal sehr alt. Es fiel ihr ein, was ihr Vater ihr über Vidal's Talent für das Finanzwesen, über seinen Spekulationsgeist, und seine Unternehmungslust erzählt hatte. Es erschien ihr wunderbar, wie er es möglich machte,

für so viele Dinge die nöthige Zeit zu finden und so viele verschiedenartige Gebiete zu kultiviren. Einen Moment lang gab sie Himmel und Sonne auf und machte sich eifrig an das Studium dieses neuen Phänomens.

„Sie scheinen alle Welt zu kennen, Mr. Vidal — Dichter, Maler, Schriftsteller, Politiker, Schauspielerinnen.“

„Ja, ich kenne eine Unzahl Menschen, und ich liebe das. Man kennt ja eben das Leben nicht, wenn man nicht die Männer und Frauen kennt, die es ausmachen. Sehen Sie sich nur einmal die Dinge an, die man liest oder manchmal in der Kammer hört von Solchen, die sich ihre Begriffe nur aus Büchern zusammenlesen. Auf solche Weise lernt man eben nichts. Sich die Orte selber aufsuchen, sich unter die Leute mischen, mit ihnen reden, eine Cigarre mit ihnen rauchen und sie zum Reden bewegen — das ist die Art, wie man zu Kenntnissen gelangt. Die Leute studiren Geschichte — sehr recht natürlich und sehr gut. Ich setze mich darauf, ein paar Debatten in Berlin oder Versailles mit anzuhören und mit Bismarck, Thiers und Gambetta zu plaudern. Genau so ist's zu

Hause. Ich wünsche die Dinge von Anderer Gesichtspunkt aus zu sehen. Ich kenne Bradlaugh, und ich kenne Odger."

„Und alle die Dichter und Schriftsteller? Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich mit manchen absolut unbekannt bin."

„Ich kenne sie alle persönlich. Einige, Sie wissen es, trifft man häufig in Gesellschaft; aber eine große Menge leben ganz für sich, an abgelegenen Orten, und die Leute wissen oft nicht, wie man zu ihnen gelangen kann. Ich aber finde mich leicht genug zu ihnen, denn ich kenne wer weiß wie viele Zeitungsschreiber — ich selbst schreibe thatsächlich für ein paar Zeitungen."

„Wie können Sie zu alledem die Zeit finden?"

„Warum nicht? Das Leben bietet Zeit in Fülle, wenn die Leute nur flinker wären und sie zu benutzen wüßten."

„Nun, was ist Ihnen denn von all diesen Bestrebungen — Kunst, Literatur, Journalismus, Kritik, Finanzwesen — und japanesische Fächer und chinesisches Porzellan — was ist Ihnen das Anziehendste von alledem? Ich bin positiv gespannt darauf, wenn es nicht unartig ist, danach zu fragen."

„Sie könnten gar nicht unartig sein, was Sie mich auch immer fragten, Miß Challoner. Nun sehen Sie, was das aber anbelangt, so ist nichts von alledem mein eigentlicher Beruf.“

„Wirklich? nicht einmal das Finanzwesen, worin Sie so geschickt sind, wie Papa sagt? Und wissen Sie Mr. Vidal, ich verstehe noch nicht einmal so recht, was das Finanzwesen eigentlich bedeutet.“

„O Sie würden sich auch nichts daraus machen. Es würde Sie durchaus nicht interessiren. Aber Sie waren freundlich genug, sich nach meinem speciellen Beruf zu erkundigen? Nein, das sind nicht die Finanzen. Das Spiel, das ich spielte, wenn es ganz nach meinem Wunsch ginge, wäre die Politik.“

„Wirklich? Aber ich dachte, Sie sind schon mit der Politik beschäftigt?“

Sie befanden sich jetzt auf der Spitze des Hügels, von wo man auf einer Seite weit über die äußere Bai hinwegblickte bis zu dem Horizont, hinter dem, nach Marie's Lieblingsphantasie, die Wunderländer der Gedichte und Romane lagen.

„Aber diese Aussicht müssen Sie wirklich ge-

nießen,“ sagte sie fast pathetisch. „Jeder bewundert sie. Ist sie nicht herrlich?“

„Schön, schön! Ich habe irgendwo etwas Aehnliches gesehen — 's fällt mir nicht gleich ein wo; vielleicht auf einem von Saltmar's Gemälden; im vorletzten Jahr, denke ich. Ja, da war's. Sehr schöne Aussicht in der That. Sie sind sehr glücklich. Ein bischen windig hier, nicht? Ihr Schleier wäre beinahe fortgeflogen. Gefallen Ihnen nicht die changeantgrünen Schleier mit dem ägyptischen Gold an den Kanten? Sie haben Sie nicht gesehen? Sie würden sie sicher reizend finden. Sagen Sie Challoner, er soll Ihnen einige schicken. Ich werde ihm die Adresse des Kaufmanns sagen. Sie werden ganz besonders gearbeitet, und sehr viele hübsche Frauen haben sie jetzt angeschafft.“

„Nun wir sprachen ja wohl von Politik,“ sagte Marie, die wohl oder übel die Fernsicht vom Hügel aufgeben mußte. „Ich war unartig genug, über Ihren eigentlichen Beruf Neugier zu empfinden.“

„Ach ja. Nun, Miß Challoner, mein Herzensverlangen steht nach politischem Erfolg. Ich will gern in das Unterhaus kommen.“

„Endlich spricht er im Ernst," sagte sich Marie und war erfreut darüber. Vidal war beim Hinabklimmen stehen geblieben, und auf seinem hübschen Gesicht lag eine gewisse Kraft und Entschlossenheit.

„Aber ich vermuthe, es würde Ihnen leicht werden, hineinzukommen. Für einen Mann wie Sie kann das nicht schwer sein."

„Vielleicht nicht, obgleich es verteufelt viel Geld kostet — entschuldigen Sie den Ausdruck, er entfuhr mir ohne meinen Willen — sehr viel Geld in diesen Tagen, und ich habe nicht viel Geld, wie Sie wohl wissen werden — ich habe fast gar nichts eigenes. Unter Challoner's Leitung gewann ich ein paar Mal einige Tausend; aber ich vertrödelte das Geld an Theater und ähnliche Lappalien, und thäte es vielleicht noch einmal, wenn ich die Gelegenheit hätte. Aber in's Abgeordnetenhaus zu kommen, wäre auch noch nicht alles. Ich will — um die Wahrheit zu gestehen — Minister der auswärtigen Angelegenheiten werden. Das ist mein Ehrgeiz!"

„Ehrgeiz! Dann haben Sie also auch Ehrgeiz?"

„Den hat doch wohl jeder. Sie haben ihn sicherlich."

„Warum denken Sie das?“

„Ich wüßte Ihnen keine sehr klare Antwort darauf zu geben. Vielleicht etwas in Ihrem Blick. Und jede Frau von Geist, die etwas werth ist, hat auch Ehrgeiz.“

„Aber worauf? Was kann eine Frau sein?“

„Sie kann ein Einfluß, eine Macht sein. Sie könnte die Gattin eines Staatsmannes werden und selbst Großes in der Politik leisten. Sie könnte eine Königin der Gesellschaft sein. O ja, eine Frau kann Großes thun — und kann einem Manne helfen, Großes zu thun.“

Marie hing einen Augenblick ihren Gedanken nach, und auch Mr. Vidal schwieg. Dann brachte sie einen andern Gegenstand zur Sprache.

„Sie, Mr. Vidal, der Sie so viele Künstler kennen und die Musik so lieben, sollten doch Miß Lyle einen Besuch abstatten — Miß Dione Lyle. Sie ist eine entzückende Frau und selbst ein richtiges Gemälde.“

„Challoner hat mir von ihr erzählt — ich meine davon, daß sie sich hier angesiedelt hat. Ich dachte immer, sie lebte irgendwo in Frankreich.“

„Kannten Sie sie denn?“

„Ich erinnere mich, sie gehört zu haben — vor Jahren, als ich sehr jung war."

„Wirklich? Was war sie — eine große Sängerin?"

„Die größte Konzertsängerin ihrer Zeit — von England, meine ich. Wenigstens habe ich's gehört. Doch jetzt ist ihr Stil ganz außer der Mode."

„Sie trat sehr früh und unerwartet zurück, nicht wahr?"

„Ich glaube, ja. Es war eine romantische Geschichte über sie im Umlauf, soviel wie ich weiß; aber ich hab' vergessen, was es war, wenn ich's selbst gehört habe. Ich sollte denken, sie muß ihre Stimme verloren haben. Damen geben eine solche Karriere nicht ohne guten Grund auf, wie Sie wissen."

„Aber ich bilde mir ein, sie ist nicht wie andere Frauen."

„Nein? Vielleicht nicht. Natürlich kann man nicht darauf rechnen, was einzelne Frauen thun mögen."

„Dann hatte sie also wirklich Erfolg?" Marie sagte es sehr nachdenklich. „Sie erreichte wirklich

die Höhe ihres Ehrgeizes — in der Laufbahn, die sie sich erwählt hatte?"

„Nun ja, ich glaube wenigstens."

„Und trat wieder von ihrer Höhe hinab?"

„Aus einem oder dem andern Grunde — ja."

„Und ist nun vergessen?"

„Ich denke wohl, beinahe ganz vergessen."

„Soviel um des Ehrgeizes willen? Lohnte es sich der Mühe? Ich möchte es wissen." Sie fragte mehr sich als ihn.

„Man kann nichts dagegen thun. Man muß ihm folgen."

„Wozu führt er denn schließlich?"

„Nun, wozu führt denn schließlich alles Andere? Daran denkt im Anfang niemand. Und thäte man's, es würde auch an der Sache nichts ändern, sie ginge doch vorwärts — wenn das Vorwärtsgehen einmal in ihr läge."

„Ich habe einen Gedanken — warum weiß ich nicht recht," sagte Marie, redlich bemüht, ihn für Miß Lyle's Geschichte zu interessiren, weil gerade ihr eigenes Gemüth ganz davon erfüllt war, „daß sie einst ihrem Ehrgeiz ein Opfer dargebracht hat,

und daß sie ihn nun des Opfers nicht würdig findet.“

„Ich halte das für sehr wahrscheinlich. Aber falls sie damals anders gewählt hätte, würde sie jetzt denken, damit hätte sie ein Opfer gebracht.“

„Männer thäten das vielleicht — aber ein Weib — ich weiß doch nicht.“ Marie brach davon ab, denn es schien ihr thöricht, mit Mr. Vidal sentimentale Lebensprobleme zu besprechen.

„Es wird in der Welt eine Menge Unsinn zusammen geredet über die Eigenthümlichkeiten von Mann und Weib,“ sagte Vidal. „Ich habe die Frauen gründlich studiert, und ich denke, sie sind im großen und ganzen genau so praktisch und ehrgeizig, als wir sind. Jedenfalls ist das Leben ein verführerisches Spiel, und manche Leute, Männer wie Frauen, können ihre Hände nicht davon lassen. Sie können nicht als Zuschauer auf der Bank sitzen, sie müssen mitspielen, auch wenn sie verlieren und sich geschlagen davon machen müßten.“

„Das glaube ich denn doch nicht,“ rief Marie aus, fügte aber schnell hinzu: „Und wiederum glaube ich es doch.“

„So hätte Mrs. Seagraves die Sache ein-

gekleidet," meinte Vidal, und dann lachten beide, und der Gegenstand wurde nicht wieder aufgenommen. Marie brachte ihren Gefährten auf ein anderes Gebiet, worüber er ununterbrochen Vortrag halten konnte, bis sie nach Hause kamen. Sie fühlte sich nach ihrem Spaziergang müde und niedergeschlagen; aber sie war doch zufrieden, daß in Mr. Vidal mehr verborgen war, als sie nach seinen damaligen Auslassungen über Spitzen und Porzellan glaubte. —

Nicht lange nach diesem Ausflug empfing Dione Lyle die Abschiedsvisite Sir John's und seiner Tochter.

„Wir gehen eher fort, als ich es anfänglich beabsichtigte," sagte Sir John. „Ich werde Marie auf kurze Zeit mit nach Pau nehmen. Cameron wird die Pyrenäen überschreiten, und ich werde mit ihm gehen, soweit ich kann. Ich möchte gern auch einmal die Dinge in diesen Regionen in Augenschein nehmen. Halb Geschäft, halb Vergnügen — so müssen Männer meines Schlages Verschiedenes combiniren."

„Hat Kapitän Cameron Sie zum Karlismus überredet?" fragte Dione.

Sir John lächelte. „O nein, ich bin nur ein Geschäftsmann, kein politischer Parteigänger. Aber er möchte etwas von mir gethan haben, was gerade in mein Fach schlüge, wenn ich es für rathsam halten könnte. Auf jeden Fall wird es für Marie ein Festtag sein, und wir können uns dann für den Winter und die Saison in London niederlassen."

Marie hatte bis hierher kaum gesprochen. Jetzt sagte sie: „Ich möchte so gern eine Rose von Ihrer Hecke drunten am Wasser haben, Miß Lyle. Darf ich eine bekommen?"

„Natürlich, meine Liebe. Soll ich Janet sagen, Ihnen so viele zu holen, wie Sie nur immer wünschen?"

„O ich danke sehr, aber ich würde es weit vorziehen, hinunter zu gehen und sie mir selbst zu holen."

„Wie es Ihnen gefällt, Marie."

Marie verließ das Zimmer ziemlich hastig und ward gleich darauf bei den Rosenblüthen am Saum des Wassers sichtbar. Dione und Sir John sahen ihr schweigend einen Augenblick zu.

„Marie wird ein schönes Mädchen, — John nehmen Sie sie in Acht."

„Sie meinen doch nicht, sie sähe unwohl oder zart aus?" fragte er besorgt. „Das wollen Sie doch nicht sagen, Dione?" Die Beiden redeten sich in Gegenwart eines Lauschers nie in dieser vertraulichen Weise an.

„O nein, sie scheint mir im vollen Glanz der Gesundheit zu stehen. Ich meine, Sie sollen auf ihr Glück Acht haben!"

„Denken Sie denn, Dione, irgend jemand könnte solchen Antheil an ihrem Glück nehmen wie ich?"

„Das nicht; aber Sie sind vielleicht nicht der beste Richter von dem, was das dauernde Glück eines Weibes bildet. Sehen Sie, John Challoner, Sie sind in dieses Mädchens Augen eine Art Halbgott — suchen Sie diesen Charakter aufrecht zu erhalten. Lehren Sie sie nicht, sich Ihrem oder dem eigenen Ehrgeiz — gleichviel welchem — aufzuopfern."

„Alles aus Liebe, oder die Welt geht verloren, ist wohl jetzt Ihr Motto, Dione? Früher war es nicht so, denke ich mir. Aber ich werde Acht auf sie geben. Ich werde auch auf Ihren jungen Freund, Pembroke's Sohn, Acht geben. Ich habe die Absicht, diesem Jüngling sein Glück machen zu helfen,

wenn ich es kann — aus alter Bekanntschaft. Wir in der City verlieren nicht alle menschlichen Gefühle, Dione."

Miß Lyle sah auf, Ueberraschung in ihren sanften blauen Augen.

„Wollen Sie wirklich aus alter Freundschaft so gütig gegen ihn sein, John?

„Warum wollten Sie das bezweifeln?"

„Ich hätte vielleicht nicht daran zweifeln sollen; aber es freut mich, es zu hören — und ich glaube es und denke, es ist doch immerhin recht viel Gutes in Ihnen. Nun, ich habe auch meine eigenen Projekte für ihn, wenn auch erst im Entstehen."

(„Ich weiß, daß Sie die haben," dachte Sir John mit der ruhigen Zufriedenheit eines Menschen, der wohl auf seiner Hut ist; aber er sagte nichts.)

„Und bei Gelegenheit werde ich sie Ihnen mittheilen, wenn ich höre, daß er vorwärts kommt. Ich bin Ihnen wirklich dankbar und fange an zu denken," fügte sie lächelnd hinzu, „ich kann Ihnen doch wohl das Glück Ihrer Tochter anvertrauen — trotz alledem."

In diesem Moment betrat Marie das Zimmer mit ihren frisch gepflückten Rosen und Erinnerungszeichen.

„Nun gehen Sie also in die große Welt, Marie! Wissen Sie auch, daß ich mich ungefähr so fühle, wie die alten verabschiedeten Soldaten, die ich in den französischen Dörfern habe den jungen Ausgehobenen die Hände schütteln sehen? Nun, Sie müssen wenigstens unverwundet zurückkommen und uns vom Kriege erzählen!"

Marie sprach kaum ein Wort; sie war viel bewegter, als sie es erwartet hatte. Eine freundschaftliche Umarmung, ein liebevolles Umblicken, und der Abschied war vorüber.

So wird denn also Durewoods für die nächste Zeit verödet sein. Dione Lyle wird von ihrem Balkon beobachten, wie unter dem dunkler werdenden Herbsthimmel die Bäume sich braun und roth färben; sie wird sich zuletzt vom Balkon zurückziehen müssen und wird nur noch durch ihre Fenster auf das vom Regen gepeitschte Meer blicken, wo in den Wintermonaten die „Trotzige Dirne" nur täglich eine Fahrt hin und zurück macht, und wüthend fährt der Wind durch die nun kahlen Zweige, von denen noch vor kurzem Marie ihre Rosen gepflückt hat.

12. Kapitel.

Die Zukunftskirche.

Die glücklichen Tage, in denen wir so unglücklich waren! Ob wohl Christmas Pembroke in späterer Zeit die Tage für glücklich halten wird, in denen er nach seiner Rückkehr von Durewoods so unglücklich war in seinen Zimmern unter dem gemalten Plafond? Gewiß, jetzt hielt er sich für sehr unglücklich und beneidete manchmal bitterlich den französischen Künstler, von dem erzählt wird, daß er nur eine Liebe gehabt habe und zwar für eine Dame, die damals lebte und jetzt noch lebt — im Louvre — und die den Namen trägt „La Joconde.“ Wie sehnlich wünschte er, die Göttin lieben zu können, die an seiner Zimmerdecke schwebte! Und als er erst nach London gekommen war, da liebte er sie wirklich fast, obgleich ihre Glieder etwas robust waren und ihr Gesicht wenig Ausdruck zeigte. Damals bildete sie einen Theil

des ganz neuen Kapitels in seinem Leben — einen Theil seiner Freiheit, die ihm, freilich aus melancholischen Ursachen, seinen ersten großen Feiertag einbrachte — einen Theil Londons und einer sich ihm eröffnenden Laufbahn — einen Theil seiner strahlenden, jugendlichen Hoffnungen. Jetzt war sie ihm eher verdrießlich; denn sie war so ganz und gar Marie unähnlich. Zwanzig Mal des Tages wünschte er, er wäre nie nach Durewoods gegangen, hätte Marie Challoner nie gesehen, wäre nimmermehr nach England gekommen. Eine lange Zeit hindurch fühlte er einen wahrhaften Lebensüberdruß. In spätern Tagen lächeln wir über die Liebesschmerzen. Aber, Du lieber Himmel, wie echt und wie grausam sind sie doch! Ein junger Mann, der davon heimgesucht wird, ist sehr oft ehrlicher bereit, den Tod willkommen zu heißen, als der heiterste alte Philosoph, der sich nach und nach von der Werthlosigkeit des Lebens überzeugt hat.

„Wahrscheinlich hat mein Vater das auf mich vererbt," sagte er sich einmal in jener gefaßten Traurigkeit, die uns bei dem Gedanken überkommt, die Vorsehung habe uns auserlesen. „Jedenfalls ist es unser Geschick. Er mußte enttäuscht durch das

Leben gehen, wie ich jetzt weiß; warum sollte ich's nicht auch? Er war hundertmal besser als ich."

Hätte Christmas nur gewußt, daß seine Liebe, so hoffnungslos sie schien, das beste Glücksgut für ihn war. Da sie so früh und so gewaltig auftrat, läuterte und reifte sie seine Jugend. Der Himmel weiß, ob nicht die Versuchungen seiner Londoner Freiheit zu mächtig für ihn geworden wären, hätte er nicht diese starke Liebe in sich getragen. „Herr seiner selbst — dies Erbtheil bittrer Sorgen!" Christmas war nicht mehr Herr seiner selbst. Das Andenken eines Mädchens, das er nur wenige Tage gesehen, hielt ihn in Banden, bald bitter, bald süß, aber immer schützend. Oft lehnte er sich dagegen auf und fragte, womit er soviel Schmerz und ein solches Dahinwelken seines Jugendlenzes verdient habe; aber niemals sagte er sich davon los. Wahrscheinlich war auch seine Liebe um so viel stärker, als er keinen Vertrauten dabei wünschte. Es giebt sowohl junge Männer wie junge Mädchen, die die Geschichte ihrer Empfindungen erzählen müssen, deren Bürde durch solchen Herzenserguß wirklich erleichtert wird, und die sich's nicht versagen können, den einzig geliebten Namen

von andern wiederholen zu hören. Unser junger Spartaner aus Japan hatte schwerlich das mindeste von diesem Gefühl. Er konnte seine Geschichte nicht einem Menschen erzählen, und er fürchtete sich sogar, ihren Namen nennen zu hören, um sich nicht etwa durch sein Zucken zu verrathen. Er verrichtete seinen Gottesdienst in den Katakomben.

Es ist ein Sonntagsmorgen, noch im Sommer, obwohl die Saison in London schon dahinschwindet. Der Tag ist schön und sonnig, die Glocken der Kirchen und Kapellen läuten, die eigenthümliche Staffage des Londoner Sonntags ist an ihrer Stelle. Dort das Mädchen im Staat mit den bewundernswürdig sitzenden Handschuhen und dem außerordentlich züchtigen Hut, in dem doch auch ein oberflächlicher Blick sogleich die Küchenmarie erkennt, die sich zur Dame herausgeputzt hat und ihrem jungen Mann entgegen geht. Hier der junge Mann selbst mit glänzendem, hohem Hut, Handschuhen, die er in der Hand trägt, und einer Cigarre im Munde — nur daß die Art, wie er diese zwischen den Lippen hält, einem verräth, daß sie nur zu seinem Sonntagsputz gehört, und daß eine Thonpfeife seine vertrautere Trösterin ist.

Dort jenes Paar, dessen Anblick sicherlich den Verfasser von „Sally in our Alley“ mit Sympathie erfüllt hätte. Die winzige Putzmacherin und ihr winziger Liebhaber — das kleine, wenn auch ausgewachsene, schmächtige Mädchen und der kleine, im Wachsthum steckengebliebene, bleiche Jüngling mit dem schwachen Schnurrbart und der schmalen Brust. Mit großem Stolz blickt das kleine Mägdlein zu dem kleinen Mann hinüber — empor kann selbst sie kaum zu ihm blicken. Sie ist Putzmacherin, er vielleicht Verkäufer in einem Tuchgeschäft. Jetzt, auf ihrem Sonntagsspaziergang, sind beide sehr glücklich. Allzu vorzeitig werden sie sich leider heirathen, er wird bald an den Sonntagen einen Kinderwagen zu schieben haben, dann wird sie zu Hause bleiben müssen und die übrigen Kinder versorgen, und der Gatte ist ein viel zu anständiger Mensch, um sein Ideal in den Wirthshäusern zu suchen. So werden sie sich durch ein farbloses, eintöniges Leben hindurchschleppen und werden wahrscheinlich früh sterben. Weder Polizei noch Zeitungsartikel werden sich mit ihm und ihr etwas zu schaffen machen.

Ein Theil der Sonntagsspaziergänger ging die

Embankment entlang unter Christmas' Fenster vorbei, der eine Cigarre rauchend hinausblickte, bequeme moralische Betrachtungen hielt und immer, immer wieder einen freundlichen Brief von Dione Lyle durchlas. Ein Satz darin rührte ihn wunderbar. Miß Lyle beschrieb etwas Neues oder Verändertes in ihrem Hause und Garten und brauchte dabei die Worte: „Als Sie hier waren." Als Sie hier waren! Die Worte schienen Christmas mit unaussprechlichem Pathos erfüllt. Als Sie hier waren! — als die Dinge waren, wie sie nicht wohl wieder werden können; ehe sich die Pforte hinter Ihnen geschlossen hatte; ehe die Rosenzeit vorüber war. Er legte den Brief nieder, sah zufällig in die Höhe und fand das aufgeputzte Gesicht seiner schwebenden Göttin so abscheulich, daß er halb den Entschluß faßte, sie überstreichen zu lassen.

Glücklicherweise hatte Christmas an diesem Sonntag etwas Besonderes zu thun. Er nahm eine Karte vom Kamin, um sich noch einmal an die Zeit zu erinnern, zu der er sich verabredet hatte. Die Karte enthielt eine Einladung, am Sonntagmittag einem Meeting der Anhänger der Zukunftskirche beizuwohnen, Avenir Hall, Hope Place, West Centre.

Pembroke hatte sich bis jetzt noch nicht daran betheiligt, obschon er einige der leitenden Jünger oder Propheten derselben kannte. In der That hatte er Mrs. Seagraves viele Besuche abgestattet, da sie ihre Freunde gewisse Monate des Jahres hindurch an den Sonntagnachmittagen empfing. Sie war in seinen Augen eine interessante Persönlichkeit geworden um deßwillen, daß ihr Bruder in Gesellschaft der Challoners nach den Pyrenäen aufgebrochen war, so daß es sich eines Tages wohl ereignen konnte, daß sie Nachrichten von Marie hatte. Auch von Nathanael Cramp hatte Christmas etwas gesehen. Nathanael hatte sich jetzt vom Haarschneiden absolut entwöhnt und bereitete sich auf seine große Unternehmung vor. Christmas mochte ihn ganz gern und mochte besonders gern die Erinnerung an Durewoods, die schon seine bloße Anwesenheit mit sich führte. Er fühlte Heiterkeit und Sympathie zugleich, wenn Nat düster und mißmuthig etwas von mißverstandener Zärtlichkeit und dem Weh hoffnungsloser Liebe fallen ließ. Indessen war er zu sehr von seinen eigenen Gedanken in Anspruch genommen, um mit seiner Neugier über Nat sich höher zu versteigen, als zu der unausge-

sprochenen Frage, ob es eine Dirne aus Durewoods oder ein Ladenmädchen aus Wigmore Street sein möge, die im Herzen seines verzweifelten Freundes eine solche Verwüstung anrichtete.

„Was für ein Glückspilz er ist," dachte Christmas, als er gegen Mittag seine Wohnung verließ und sich zu dem Meeting begab, „daß er eine Zukunftskirche hat! Es läßt sich vermuthen, daß derartiges ihn beschäftigt und tröstet und ihn in seiner Phantasie zu einem Hohenpriester und Propheten macht und wer weiß, was noch alles. Ich wünschte, ich hätte eine Zukunftskirche und wäre ein Prophet!"

Denn die Beschäftigungen, mit denen Christmas zu gleicher Zeit sich eine Karriere eröffnen und die Gedanken vertreiben wollte, waren ziemlich trockener, prosaischer Natur. Er war Mitglied des Vereins der Civilingenieure geworden, hatte im Britischen Museum sehr viel gelesen und bereitete sorgfältig ausgeführte Arbeiten über die Ausdehnung der Eisenbahnen in Japan vor, besuchte außerdem die Versammlungen der Geographischen Gesellschaft und des Kunstvereins und hatte zuweilen den Gedanken, sich an eine Expedition zur Erforschung des Inneren Afrika's anzuschließen. Bis jetzt lebte er noch von

seinem bescheidenen Einkommen und hatte noch keinen Sixpence verdient. Entschieden ist es aber eine erhabenere Beschäftigung und von größerer Befriedigung für die heroische Seele, eine Zukunftskirche zu gründen, als über die Ausbreitung der Eisenbahnen in Japan zu speculiren.

Auf der gegenwärtigen Stufe ihrer Existenz sah die Zukunftskirche noch nicht sehr ermuthigend aus. Allerdings war sie noch im Anfang, und auch Rom sah armselig genug aus, als Remus über seine Mauern sprang. Jedermann lachte über das häßliche junge Entchen. Die Zukunftskirche befand sich noch auf der häßlichen Entchenstufe ihres Wachsthums. Die Meetings oder Gottesdienste wurden gehalten in einer elenden Halle einer elenden Straße im West Centre, einer Halle, die an Wochentagen gewöhnlich als Tanzschule benutzt und gelegentlich als Concertsaal vermiethet wurde oder als Vortragssaal, wenn irgend eine vom Ehrgeiz verblendete Persönlichkeit es unternahm, einen Zuhörerkreis für einen Kursus von Vorlesungen um sich zu versammeln. Hinter der kleinen Platform befand sich ein Fenster mit einem trüben Lichtbild, dessen Gestalten sich in dem blassen Tageslicht nur

undeutlich unterscheiden ließen. Da Christmas Muße hatte, sie zu studiren, so stellte es sich heraus, daß sie einen Kreis von Herren in blauen Leibröcken, hellgelben Beinkleidern, weißen Strümpfen und Tanzschuhen darstellten nebst Damen in engen, halb durchsichtigen Gewändern und so tief ausgeschnittenen Schühchen, daß es unbegreiflich war, wie sie am Fuß festsitzen konnten. Diese melancholische Gesellschaft sollte die Freuden des Tanzes versinnbildlichen und hatte es gethan zum mindesten seit den Kindertagen der Madame Vestris. Die Halle entlang waren Sitzplätze reihenweise arrangiert, und zwei Privatlogen befanden sich in gleicher Höhe mit der Platform. Erst sehr wenige Anhänger der Zukunftskirche waren erschienen, als Christmas sich niederließ. Zwei Damen waren da mit kurzgeschnittenem Haar, deren eine eine Brille trug, drei oder vier junge Männer, die wie überarbeitete, kränkelnde Handwerker aussahen, ferner ein ältlicher Mann mit langen, grauen, zurückgeworfenen Haaren und beweglichen Augenbrauen, der einem mehr gereiften und unterrichteten Beobachter als Christmas eine Versammlung aus den alten Tagen angedeutet hätte, wo die Rechte des Volkes erst begründet

wurden. Christmas überlegte, ob er sich nicht still zurückziehen und auf der Straße warten solle, als Nat Cramp nervös und erhitzt hereinstürmte.

„Wir sind hier nicht besonders pünktlich," sagte Nathanael, „aber sie werden nicht mehr lange ausbleiben. Wir haben eine Berathung gehabt, und ich fürchte nur zu sehr, daß uns hier ein Schisma bevorsteht."

„Wirklich? Wie denn das?" Christmas strengte sich nach Kräften an, ein tiefes Interesse an den Tag zu legen.

„Ja," und Nat rieb sein Haar wild in die Höhe, „es ist die Schwierigkeit wegen einer Definition, müssen Sie wissen."

„Wegen einer Definition? Definition wovon denn?"

„Nun verstehen Sie denn nicht? über das, was die Mitgliedschaft ausmacht. Einige von uns halten es für nothwendig, daß die Zukunftskirche ihre Arme der ganzen Welt öffne — der ganzen Welt!"

Christmas konnte es sich nicht versagen, einen Blick auf die Bänke ringsum zu werfen, die noch beinahe ebenso leer waren wie vorhin. Ein Spazier-

gänger sah gerade in diesem Augenblick zweifelnd hinein, zog sich dann aber wieder zurück.

„Es ist für die Zukunft, wie Sie wissen!" Nat sagte es, als wenn es eine Antwort auf Christmas' Rundblick sein sollte. „Ein paar Leute sind ja auch hier," (soeben kamen noch drei dazu) „aber wir müssen hier für die Zukunft bauen."

„Das Schindeldach in den Nebel hinaus bauen," führte Christmas ein amerikanisches Witzwort an, worin auf einen so dichten Nebel Bezug genommen wird, daß ein mit Dachdecken beschäftigter Mann unbewußt seine Schindeln ein paar Ellen über das Dach hinaus legt.

„Was ist das?" fragte Nat scharf.

„O, nichts von Bedeutung. Nur die Weise des Westens, eine solche Sache auszudrücken. Entschuldigen Sie die Unterbrechung."

„Da ist Mrs. Seagraves," flüsterte Natty; erröthend verbeugte er sich, als die Dame mit drei oder vier Gefährten in eine der Privatlogen trat. Mrs. Seagraves lächelte Christmas huldvoll zu, neigte dann ihr Haupt stark auf eine Seite und betrachtete drei Lilien, die sie in der Hand trug.

„Nun, das Schisma, die Definition?“ drängte Christmas.

„Es giebt einige,“ fuhr Nat feierlich fort, „die behaupten, daß niemand, der noch an irgend eine Lehre der alten Kirchen glaubt, ein Mitglied unserer Kirche sein kann. Ich sage nicht, daß sich für diese Ansicht nicht vieles anführen ließe, bedenken Sie wohl, — aber ich meine, es wäre besser, wenn wir das Beispiel der Weitherzigkeit geben. Ich sehe nicht ein, warum ein Mensch unfähig sein sollte, unser Mitglied zu sein, weil er an ein zukünftiges Leben glaubt.“

„Gewiß nicht,“ sagte Christmas ernsthaft und höchst amüsiert. „Vielleicht kann er nun einmal nicht anders, der arme Tropf. Es mag gar nicht seine Schuld sein — er hat vielleicht eine schlechte Erziehung genossen. Und dann kann es ihm ja noch leid thun.“

„Ja, ja,“ sagte Nat ziemlich flüchtig, vielleicht nicht ganz sicher darüber, ob Christmas im Ernst redete.

„Uebrigens,“ fügte Christmas hinzu, „wenn Sie nur die aufnehmen wollen, die schon in allem

Ihrer Ansicht sind, wie wollen Sie denn Proselyten machen?"

„Ja nun, es ist trotzdem zu befürchten, daß es zu einer Trennung kommen wird. Wir werden eine zweite Kirche bekommen. Das Schlimmste daran ist, daß der alte Mr. Tyas von Hornsey an der Spitze der Ausscheidenden steht, und der ist's gerade, der für die Miethe der Halle, für Gas u. dgl. verantwortlich war. Für mich würde das nicht mehr lange von Wichtigkeit sein, Sie wissen — ich werde weit weg sein. Aber ich sehe nicht gern eine werthgehaltene Hoffnung dahinwelken — eine zweite Hoffnung — und gerade jetzt, wo endlich mein Vortrag an die Reihe kommt, gelesen zu werden! Guten Morgen! Ich muß mich jetzt zum Komité begeben — wir müssen doch wohl anfangen."

Nat nickte düster und ging davon.

Unterdeß waren noch ein paar Leute mehr dazu gekommen, und die Halle war etwa ein Drittel gefüllt. Jetzt trat das Komité aus einer Seitenthür hervor. Nathanael Cramp befand sich unter ihnen und sah unnatürlich schlafmützig und blöde, aber auch eingebildet aus, letzteres wegen des Papieres in seiner Hand, das zu lesen er bald die Ehre

haben sollte. Das Komité bestand sowohl aus Damen als aus Herren und, seltsam genug, waren die ersteren alle von, wie man sagen kann, guter gesellschaftlicher Stellung, während die letzteren entweder Handwerker waren, die sich mit den bestehenden Kirchen und socialen Einrichtungen unzufrieden fühlten, oder zur Ruhe gesetzte Kaufleute, die erst im spätern Leben das Studium von Strauß und Huxley betrieben hatten. Mrs. Seagraves, obgleich man sie hätte eine Protektorin der Zukunftskirche nennen können, saß nicht mit auf der Komitébank. Der Komitédamen waren vier an der Zahl, drei ältliche, meistens mit etwas herrschsüchtigem Wesen, kamen sie doch etwas erhitzt aus einer Discussion, in der arbeitende Männer Meinungsdifferenzen mit ihnen gehabt oder, nach Auffassung der Damen selbst, ihnen widersprochen hatten. Die vierte von ihnen war ein Mädchen von höchstens zwanzig Jahren, ein hübsches bleiches Mädchen mit bebenden Lippen und glänzenden Augen. Ein Gemurmel ging durch die Versammlung, als diese Dame ihren Sitz einnahm. Offenbar sah man in ihr die junge Hypatia der ganzen Bewegung. Man behauptete von ihr, sie habe weder Geduld noch Mitleiden mit

Illusionen und verkehrten Meinungen, und sie zöge in ihrem Eifer für Wahrheit und Wissenschaft den Schleier der Natur mit furchtloser Hand hinweg.

Jedem Eintretenden war ein kleines Programm über die Verhandlungen des Tages überreicht worden. Als Christmas nun das seinige überflog, sah er, daß eine Vokalmusik die Feierlichkeit eröffnen, daß darauf ein ihm unbekannter Gentleman eine „Selection" aus den Werken großer, aber ungenannter Denker verlesen, daß dann Miß Sybil Jansen einen Vortrag über die Einheit des Lebens und Mr. Nathanael Cramp eine andere Vorlesung halten sollte, worauf wieder Musik den Schluß der Ceremonie bilden würde. Christmas fühlte nicht den geringsten Zweifel, daß das hübsche, bleiche Mädchen mit den bebenden Lippen und glänzenden Augen Miß Sybil Jansen wäre, und er gewann denn doch ein etwas größeres Interesse für die Sache. Er wurde daher zum Beobachter und verfolgte mit einer gewissen Neugier das verschiedene Benehmen des jungen Mädchens und des jungen Mannes während der Zeit, wo beide darauf warteten, daß an sie die Reihe kommen sollte. Miß Jansen war offenbar ungeduldig daß sie

herankäme. Sie biß sich auf die Lippen, ballte ihre kleinen Hände, von denen eine ohne Handschuh und sehr weiß war; ihr Busen hob sich, und von Zeit zu Zeit warf sie einen Blick auf die Sänger oder Sprecher, sehnsüchtig zu wissen, ob sie ihre Rolle bald ausgespielt hätten. Der arme Nat Cramp umklammerte sein Manuscript und seinen Hut — ein wirkliches Gemälde scheuen und dünkelhaften Jammers, dann und wann die Farbe verändernd, und seine heißen, trockenen Lippen mit rastloser Zunge anfeuchtend. Sie wartete wie auf ihren Triumph, er wie auf seine Hinrichtung. Ist dies, fragte sich Christmas, das überlegene Selbstvertrauen des Weibes, die natürliche mißtrauische Blödigkeit des Mannes? Oder ist es, weil sie wirklich etwas zu sagen hat und hingerissen ist von dem sehnsuchtsvollen Ernst der Zeloten, während der arme Cramp nur mit seinem Talent paradiren wollte und nun im kritischen Moment Muth und Zutrauen verliert?

Der Gesang war mild didaktisch mit sehr viel Brüderlichkeit untermischt. Die Auszüge aus großen Denkern waren Proben von Herbert Spencer, Mill, Richter und Walt Whitmann. Endlich war auch dies vorüber und Miß Sybil warf ihr Haar aus

der Stirn zurück, strich ihre Kleider glatt und unter den einleitenden Worten: „Menschen, meine Brüder!" sprang sie beinahe auf ihren Platz als Sprecherin.

Sie hatte eine eigenthümlich musikalische Stimme, die metallisch vibrierte und so klar und lieblich war, daß sie selbst in der größten Erregung nie hätte kreischend werden können. Sie schien über das Leben und über das Gesetz sehr erbittert zu sein, und ihre hübsche kurze Oberlippe hatte wirklich einen geringschätzigen Zug nach aufwärts — Christmas sah darin jenes stolze Lippenkräuseln, das den Heldinnen der Literatur so vertraut zu sein scheint. Geraume Zeit achtete er gar nicht auf das, was sie sagte, sondern lauschte nur ihrer musikalischen, leidenschaftlichen Stimme und beobachtete ihre beweglichen Züge, die vor Erregung glühten. Es war ihm, als lauschte er einem Schauspieler oder Redner, der eine fremde Sprache redete. Dieses erregbare junge Wesen schien den mysteriösen, fast magnetischen Einfluß zu besitzen, der sofort Sprecher und Auditorium zusammenführt und der mehr als jede andere definierbare Eigenschaft den Unterschied bildet zwischen der echten Redekunst und auch dem besten Redenhalten.

Ein junger Bursche mit eckiger Stirn, anscheinend ein Handwerker, Christmas' nächster Nachbar, verfolgte jeden Satz mit keuchender Brust und mit einem leisen Gemurmel der Sympathie. In der Zukunftskirche applaudierte man nicht. Einmal warf er einen Blick auf Christmas, als wenn er einen Genossen seiner Bewunderung finden mußte.

„Ist sie nicht prächtig?“ flüsterte er ihm hinter der vorgehaltenen Hand zu.

„Sehr bemerkenswerth!“ murmelte Christmas, und in voller Aufrichtigkeit.

„Haben Sie sie nie über Jeanne d'Arc reden hören?“

„Nie.“

„Das sollten Sie hören! Da soll noch einer von Spurgeon reden!“ Er ließ ein verächtliches Knurren hören. „Aber sie ist heut schön. Ich sage Ihnen, ihr Blut ist heute in Aufruhr!“

Wahrscheinlich war das Blut der jungen Dame in Aufruhr; aber es gab ihren Wangen kaum einen Anhauch von Farbe. All ihr Blut mußte in die empörten Aeußerungen ihrer Beredsamkeit und vielleicht in ihre flammenden Augen gegangen sein. Christmas versuchte, der Rede zu folgen, die sie

ganz zu extemporiren schien; doch verlor er sich bald in den wirbelnden Wolken ihrer Worte. Die Rede schien eine Rhapsodie von Anklagen gegen die Art und Weise alles Bestehenden und von ekstatischem Glauben an die allheilende Kraft der Glaubenslosigkeit. Soweit Christmas es verstehen konnte, war es die leidenschaftliche Proklamation des Dogma's, daß niemand ein Dogma haben dürfe. Darüber, daß es der Sprecherin vollkommen Ernst hiermit war, konnte kein Zweifel obwalten. Christmas sah, wie die Schweißperlchen auf jener erregten Oberlippe standen. Sie glühte vor Entrüstung über der Welt Grundsätze, Sekten und Gesetze, und sie behauptete, „man lehre den Mann seine Männlichkeit verkaufen für einen illusorischen, unerreichbaren Sold, und man kaufe das Weib wie Fleisch auf den Fleischbänken.“ Noch leidenschaftlicher wurde sie gegen Kirchen und Aberglauben. Angefeuert von der Hitze der Schlacht, die sie erst eben jetzt allein gegen alle übrigen Komitédamen ausgefochten hatte, erklärte sie mit brennenden Seitenblicken auf diese, daß alles Dogma Aberglauben und daß der Aberglaube ein lebendiger Tod sei.

„Das hat getroffen!“ murmelte Christmas' Nachbar zustimmend. „Das ist recht! Nun hat sie die Scheide weggeworfen!“

Christmas verstand die Verdienstlichkeit des Streites nicht genug, um zu wissen, ob er diese verzweifelte Kriegsführung bewundern oder verdammen sollte. Er hatte wirklich nur eine sehr schwache Idee davon, was die junge Dame behandelte, und was das mit der Einheit des Lebens zu thun hatte. Aber er fand es außerordentlich interessant, ein hübsches, erzürntes, zwanzigjähriges Mädchen mit starker und lieblicher Stimme als Prediger vor sich zu haben und sie durch ihre zarte weiße Kehle solche leidenschaftliche Beredtsamkeit gegen alles Bestehende, das Zukünftige mit eingeschlossen, hervorsprudeln zu hören.

Christmas konnte eine gewisse Neugier nicht unterdrücken, wo sich doch Mr. und Mrs. Jansen während dieser Zeit aufhielten, und ob sie mit diesem Auftreten der Miß Sybil einverstanden wären. Aber wie dem auch war, Miß Sybil hatte die Versammlung geschlagen, wenn man so sagen darf. Als sie endigte — endigte in einem Auflodern halb poetischer Rhapsodie, gleich dem Bouquet

bei einem Feuerwerk, und sich dann mit pochendem Herzen und thränenschweren Augen in ihren Stuhl fallen ließ, da lief durch die kleine Versammlung ein unverstelltes Murmeln der Bewegung und durch Christmas unverwöhntes Herz ein Gefühl ehrlicher Verwunderung und Theilnahme.

Mrs. Seagraves warf aus ihrer Loge zwei schnelle Blicke auf unsern erstaunten und mitfühlenden Helden. Der erste sagte so deutlich, wie es Worte nur immer vermocht hätten: „Ist sie nicht ein prächtiges Geschöpf?“ und der zweite fügte sogleich hinzu: „Aber Sie müssen sie entschuldigen, wie Sie wissen!“

Einer war in der Versammlung, der konnte sie schwerlich entschuldigen, und das war nicht Christmas. Es war Nathanael Cramp, denn als er sich erhob, um verwirrt und stammelnd seine Vorlesung zu beginnen, da fingen die Anhänger der Zukunftskirche an, sich zu verlieren. Der Herr, der die Auswahl aus den Werken großer Denker vorgelesen hatte, stand auf und ergriff das Wort, um, vielleicht etwas unglücklich, ihrem Freund und Bruder, Mr. Cramp, anfmerksames Gehör zu erbitten, weil dieser Bruder und Freund wahrscheinlich

zum letzten Mal unter ihnen weilte, indem er, übersättigt von der alten Welt mit ihren Regierungen und abergläubischen Vorstellungen, die frische Luft der großen Republik des Westens aufsuchen wolle. So geduldete sich denn die Versammlung noch mit Nat, war aber durchaus nicht von ihm eingenommen. Seine Sätze waren lang ausgesponnen und mit Gemeinplätzen angefüllt. Er las sehr schlecht, konnte die Augen nicht vom Manuscript aufheben, stammelte, verlas sich und mußte noch einmal lesen; seine Lippen wurden trocken, und er fing an zu würgen; er kam nicht vorwärts und verstand es doch nicht, eine Seite zusammenzudrängen oder zu überspringen. So wurde die Vorlesung sehr lang. Sie schloß mit einer Anführung aus einem Dichter des Tages, den der Vorleser nicht nannte, und in dem Christmas Nat selbst vermuthete. Das Citat schien der Menschheit nur an's Herz zu legen, „sie möge vorwärts drängen in die Zukunft," und Christmas konnte nicht umhin zu denken, daß die Menschheit ja wohl nicht anders könnte. Niemand achtete darauf. Die Zukunftskirche hatte aufgehört, den Ermahnungen des Bruders Gehör zu schenken. Nat's Essay war rettungslos und schauerlich verfehlt.

Er setzte sich nieder, oder vielmehr er brach zusammen. Dann gab es noch einen Gesang und die Ceremonie war vorüber.

Christmas zögerte noch einen Augenblick, Nat kam zu ihm und versuchte ruhig auszusehen.

„Meine Vorlesung war eine verfehlte,“ sagte er mit einem trüben Lächeln. „Sie waren alle gegen mich. Ihr Geplapper hat die Palme des Tages davongetragen. Es war für mich umsonst, darnach zu ringen. Ich wünschte, ich hätt's nicht gelesen, ich hätt's sprechen sollen.“

Christmas hatte keine Idee über die abgehandelte Streitfrage noch auch, worüber Nat gelesen hatte. Er dachte nur, daß Nat sehr eintönig gewesen sei, und daß dagegen die junge Dame gewiß nicht eintönig gewesen sei.

„Sie ist sehr hübsch,“ sagte Christmas, „und das zählt allerdings stark mit. Aber ich liebe es nicht, wenn sich ein Mädchen so zur Schau stellt.“

„Ich auch nicht!“ Nat war bis dahin immer ein Vertreter der Ansicht gewesen, das Weib habe die Mission, in den Kirchen zu reden. „Es ist ihr Platz nicht. Aber ich weiß nicht, ob es gerade meine Gabe ist, öffentlich zu reden — wenigstens

zu einer Versammlung wie diese. Sie sind undankbar! Manchmal wünschte ich fast, ich hätte Kapitän Cameron's Rath befolgt und hätte mich an die Karlisten angeschlossen."

„Aber Sie sind Republikaner!"

„Trotzdem," sagte Nat schwermüthig. „Es ist doch eine Sache, und das ist schon etwas Großes, für eine Sache kämpfen zu können."

„Wenn man daran glaubt — ja."

„Glaube ist Schicksal."

„Mag wohl sein; aber was hilft Ihnen das?"

„Nun, ich gehe nach den Vereinigten Staaten, und ich werde da ja wohl eine Karriere finden. Wenigstens ist da —"

Seine Worte wurden abgeschnitten von Mrs. Seagraves, die jetzt aus ihrer Loge hervorgekommen war.

„Mr. Pembroke! Mr. Pembroke! Sie kommen doch heute Nachmittag zu mir?"

„Sie sind sehr gütig, Mrs. Seagraves; aber ..."

„O nein, sprechen Sie dies Wort nicht aus! Sie müssen kommen, wirklich, Sie müssen! Ich wünsche so sehr, Sie meiner theuren, beredten jungen Freundin, Miß Sybil Jansen, vorzustellen!"

Unwillkürlich schweifte Pembroke's Blick nach dem Eingang, und er sah das farblose hübsche Gesicht, die bebenden Lippen und die sprühenden Augen der jungen Hypatia. Die Neugier behielt die Oberhand, und er versprach, heute Nachmittag in Mrs. Seagraves' Salon zu erscheinen.

„Mich forderte sie nicht auf,“ sagte Nat Cramp, als die Damen in Gesellschaft einiger Männer verschwanden. „Das hätte ich Ihnen im voraus sagen können. O nein, Sir — es war nicht zu erwarten! Die Zukunftskirche ist ja recht sehr schön; aber werden ihre Mitglieder ärmere Brüder unter ihr Dach laden? Das sagen Sie mir einmal!“

„Ich sehe nicht, daß Ihre Zukunftskirche sehr verschieden ist von einer der kleinen Congregationen der Jetztzeit oder der Vergangenheit — was die Liberalität anbelangt, meine ich. Sie scheinen mir gerade so viel über Dogmas zu zanken, wie Ihre Nachbarn.“

„Trotzdem hätte sie mich heute ebenso gut einladen können,“ fuhr Nathanael fort, noch über seinem Privatkummer brütend. „Sie weiß, daß ich weggehe, und braucht sich nicht zu fürchten, daß ich sie zu oft belästigen würde. Aber es schadet nichts!“

setzte er hinzu, in dem Tone eines Menschen, der es für Zeit hält, daß die Welt ein Ende nimmt.

Sie waren jetzt beinahe allein und bewegten sich der Thür zu. Es machte auf Christmas einen jämmerlichen Eindruck, Nat's ausgeprägten Egoismus zu beobachten, zu sehen, wie Republikanismus, Zukunftskirche und alles sich in Nat's persönlichen Ehrgeiz auflösten, zu sehen, wie ihn darnach verlangte, in irgend welche gesellige Zirkel eingeladen zu werden.

„Welchen Weg schlagen Sie ein?“ fragte Nat plötzlich.

„Ich gehe nach Portland Place, habe aber gerade keine besondere Eile.“

„Ja freilich,“ sagte Nat mit zurückgehaltenem Hohn, „Mrs. Seagraves wohnt auf Portland Place. Wahrscheinlich hält sie das für eine feine, aristokratische Gegend, aber 's ist's nicht — ich meine, das ist es nicht. Ich sage Ihnen das, Mr. Pembroke, weil Sie hier fremd sind. Lassen Sie sich nichts vorreden. Portland Place ist durchaus keine aristokratische Gegend.“

„Das freut mich sehr. Dann paßt es für mich um so besser.“

„Wollen Sie nicht ein wenig mit mir nach Regent's Park kommen, ehe Sie zu Ihren Freunden gehen? Ich werde Sie vielleicht nicht mehr sehen."

„Kommen Sie," sagte Christmas, dem Nat's Niedergeschlagenheit leid that. „Es freut mich, daß ich Sie vor Ihrer Abreise noch sprechen kann. Ich kenne hier und da jemanden in Amerika und möchte Ihnen gern ein paar Empfehlungsbriefe mitgeben. Vielleicht können sie Ihnen von Nutzen sein, und jedenfalls kann man in einem fremden Lande nicht Freunde genug haben."

„Sie sind mein einziger Freund, Mr. Pembroke! Sie haben mir ja auch das Leben gerettet, und wissen Sie — manchmal wünsche ich, Sie hätten es nicht gethan."

„Ihr Leben gerettet? Sie wollen sagen, ich war die Ursache, daß Sie beinahe Ihr Leben verloren hätten?"

„Sie zogen mich im Hafen von Durewoods aus den Wogen!"

„Nachdem ich Sie ungeschickterweise in die Wogen des Hafens von Durewoods hineingestoßen!"

„Nein, nein! Es ist sehr gütig von Ihnen; aber so stehen die Sachen nicht. Daß Sie mir ver-

geben, ist sehr gut; ich aber darf nicht vergessen, daß, wenn Sie mich hineinstießen, Sie es thaten, indem Sie sich gegen meine stupide Unmanierlichkeit vertheidigten. Ich bin nicht undankbar. Wenigstens versuche ich es, obgleich ich manchmal fürchte, ich habe ein undankbares Herz mit auf die Welt gebracht. Wenn Sie nur manchmal meine Gedanken wüßten!"

„Mein lieber Freund, wenn wir alle, einer vom andern, manchmal unsere Gedanken wüßten, so denke ich, würden wir wohl alle über einander recht sehr böse sein."

„Aber Sie sind so glücklich. Sie haben alles."

Sie befanden sich jetzt in Regent's Park und auf einer für einen Sonntag leidlich einsamen Stelle.

„In des Teufels Namen, Cramp!" sagte Christmas und setzte sich auf einen der dort aufgestellten eisernen Stühle. „Woher wissen Sie, daß ich glücklich bin? Warum thun Sie immer so, als wäre ich ein Liebling Fortuna's, ein Sonntagskind, das mit einem silbernen Löffel im Munde geboren ist? Ich muß mir meinen Weg bahnen so gut wie Sie und habe weder Verwandte noch Bekannte. Ich habe auch keinen Freund in der Welt außer einer

gütigen Frau, die vor meiner Geburt meinen Vater kannte."

„O ich bin unglücklich, Mr. Pembroke, ich passe nicht für meine Sphäre, ich bin zu etwas Besserem geboren worden und sehe mich zur Obscurität verdammt. Eine Wolke hängt über mir, und mein Leben ist verdüstert. Hoffnungslose Hindernisse!" —

Christmas zweifelte nicht, daß er sich jetzt dem zärtlichen Gegenstand seiner Liebesgeschichte näherte, und er wußte nur zu gut, daß sein Freund nur auf ein Entgegenkommen wartete, um seinen Kummer in ein vertrautes Herz zu schütten. Aber, wie schon bemerkt, Christmas war ein großer Feind solchen Vertrauens. Es schien ihm unwürdig und feige, namentlich unter Männern. Wenn er hätte seine eigene Liebespein gestehen sollen, so wahrscheinlich nur einer gütigen Frau. Aber vertrauliche Herzensergüsse waren nicht nach seinem Geschmack, und ihm lag nichts daran, die Geschichte von Nat Cramp's Liebe und Enttäuschung zu hören und von dem Mädchen aus Wigmore Street, das Christmas' Einbildung zur kalten grausamen Heldin des Romanes geschaffen hatte. So wechselte er den Gegenstand der Unterhaltung und sprach über Nat's

Aussichten in Amerika, von den Leuten, die ihm da von Nutzen sein könnten, von den Briefen, die er bekommen sollte, und zuletzt trennten sie sich, und Christmas erfuhr nichts von seines Freundes Liebesgeschichte.

Für Christmas war es ganz heilsam, Nat Cramp's thörichte Schwäche und Selbstsucht zu beobachten. „Ich muß mich zusammennehmen," dachte er, „um mich nicht zum Idioten machen zu lassen, daß ich in der Welt umherlaufe, über mein Unglück winsele und die Leute zum Mitleid bewegen möchte."

Er drehte sich um und sah Nat Cramp mit seiner hohen, mächtigen, aber ziemlich locker gebauten Figur nach; ihm war es, als könne er seine Charakterschwäche sogar in seinem Gange sehen, wie er langsam dahinschlenderte unter den sich drängenden Kinderwagen und Ammen, langbeinigen Kavalleristen, Handwerkern mit Säuglingen auf dem Arm und Burschen, die ihre Sonntagscigarren rauchten. „Ich glaube wohl, daß ich mich auch so hätte zum Narren machen können," dachte Christmas, „wenn ich ihn nicht als warnendes Beispiel vor mir hätte." Mit dieser Betrachtung stärkte er seine Energie und, fest entschlossen, seinen Kopf von

unnützem Brüten freizuhalten, schritt er scharf auf Portland Place zu.

Mrs. Seagraves wohnte in einem großen, hübschen, altmodischen Hause. Sie besaß sehr viel Geld und konnte in einem Sinne eine junge Wittwe genannt werden. Aber keine Freier umringten sie, denn alle, die es anging, wußten wohl, daß Mrs. Seagraves nicht wieder heirathen würde. Als junges Mädchen, Schottin aus guter Familie und mit einem wunderbar geringen Einkommen, hatte sie die Aufmerksamkeit eines Londoner Rechtsanwalts mit großer Praxis erregt, der schon weit über das mittlere Alter hinaus war, und der bei einem Besuch in Edinburgh zuerst von ihrem Schlittschuhlaufen, dann aber von ihrer lebhaften Conversation gefesselt wurde. Er heirathete sie, nahm sie mit nach London und starb zehn Jahre nachher, wobei er ihr ein beträchtliches Vermögen hinterließ, das ihr aber nur so lange gehören sollte, bis sie zum zweiten Mal heirathen würde. Mrs. Seagraves hatte nicht die entfernteste Idee daran, ein solches Opfer zu bringen. Im Besitze ihrer Freiheit und ihres Vermögens war sie sehr glücklich, und in ihrer lebhaften Mittheilsamkeit erzählte sie jedermann

die Bedingung, unter der sie ihr Geld besaß, und daß sie für keinen der Söhne Adams diese Vortheile aufgeben würde. So hatte sie Bekanntschaften ohne Ende, aber keine Freier.

Mrs. Seagraves' Haus war vollgestopft von Gemälden, Büsten, Büchern, Curiositäten aller Art, altem chinesischen Porzellan, japanesischen Fächern und dgl. Der eintretende Besucher hätte an die Curiositätenläden in Holborn erinnert werden können, die Thackerey so liebte. Die Geschichte der Liebhabereien einer ganzen Generation oder mehr hätte in dem Inhalt dieses Gebäudes verfolgt werden können. Der Forscher hätte sich Schicht für Schicht hindurchgraben müssen durch Launen, die substantiell verkörpert worden waren. Mr. Seagraves hatte mit Liebe Gemälde gesammelt, alte Meister oder was er dafür hielt, alte Kupferstiche und seltene Ausgaben von Büchern. Er ging mit seiner Frau nach dem Osten und brachte ein ganzes Waarenlager von Shawls, Pfeifen, Schwertern und Kleidungsstücken aller Art aus der Türkei und aus Egypten zurück. Mrs. Seagraves schwärmte eine Zeitlang für bemalte Statuen, dann für Photographien, dann für die Sammlung von Briefmarken,

dann für zweirädrige Velocipeden, dann für den Spiritismus und dann für die Blumenzucht durch Geister, dann für chinesisches Porzellan und dann für diverse Artikel aus Japan. Wer die Monumente ihrer Energie und ihrer Unternehmungen sehen wollte, der brauchte sich noch nicht einmal darnach umzusehen, denn er stolperte überall darüber. Die alten Meister, die ihr Gatte gesammelt hatte, wurden allmählich durch die Wiedererweckung einer neuern Schule verdrängt, die noch älteren Ursprungs zu sein behauptete. Madonnen mit runden, ausdrucks=losen Gesichtern stießen an dürre Demoiselles, deren Taillen unmittelbar unter den Armen begannen, deren bräunlich moosgrüne Röcke sich so dicht an=schmiegten, wie die feuchte Draperie von Canova's Figuren, und die in den Händen gewöhnlich Lilien trugen. Aber auch diese letzteren wurden jetzt ernstlich bedroht und zwar durch das Eindringen von mandel=äugigen Schönheiten mit einem Teint wie schwacher Kaffe und in ebenso anschließenden Kleidern, aber von bunten, prachtvollen Farben — dem Kunsttypus des Landes, das bis vor kurzem Christmas Pem=broke's Heimath gewesen war.

Mrs. Seagraves' sonntägliche Empfangsabende

wurden gewöhnlich fleißig besucht, aber hauptsächlich von Leuten, die man sonst nirgends sah. Diese Abende hatten in ihrer Weise eine Art Berühmtheit, aber eine solche, deren Macht der Hitze des Feuers genau entgegengesetzt war und im Quadrat der Entfernung zunahm. Die Bewohner von Cavendisch Square hatten wahrscheinlich nie davon gehört; aber französische Künstler und Dichter hatten in Paris davon geredet, und, Dank den Beschreibungen verschiedener Zeitungskorrespondenten, hatte New-York den Eindruck empfangen, Mrs. Seagraves' Empfangsabende wären so ungefähr das Bemerkenswertheste in London, während Chicago in ihnen steif und fest den Hauptgrund für einen Besuch in Europa sah. Unter allen Umständen verkehrten daselbst keine geistlosen, schalen Alltagsmenschen. Jeder war mehr oder weniger ein Original, hatte etwas Beachtenswerthes oder wenigstens Lächerliches gethan, hatte eine aparte Theorie oder Mission oder trug sich mit Ansichten über das jetzige und zukünftige Leben oder auch über die Ehe, die der große Haufe nicht theilte.

Als Christmas den Drawing Room betrat, traf es sich, daß das Erste, was ihm in die Augen

fiel, die sprühenden Augen von Miß Sybil Jansen waren. Sie stand beim Kamine und sprach mit einigen Personen, wobei sie der Thür den Rücken zukehrte. Im Spiegel über dem Kamin war's, wo ihre Augen denen Christmas Pembroke's begegneten. Miß Sybil sah sogleich weg und wandte sich mit der Seite nach dem Spiegel. Aber sogleich schlüpfte auch Mrs. Seagraves in ihren anschmiegenden Draperien Christmas entgegen, begrüßte ihn mit den Worten: „Es freut mich so, daß Sie gekommen sind! Ich sehne mich so, Sie vorzustellen" — zog ihn an der Hand mit sich fort und stellte ihn Miß Sybil Jansen vor.

13. Kapitel.

„Endymion?“

Sir John Challoner besaß ein Haus in einem der schönsten und modernsten Theile von South Kensington. Aus grauem Stein oder einem ähnlichen Material aufgebaut, stieg es massiv über eine Steinmauer empor und hatte ein breites Einfahrtsthor. Mit andern zusammen stand es in einer Privatstraße, die verschließbare Pforten und ein Aufseherhäuschen hatte und an deren Ende ein gemaltes Schild alle Droschken und Handelsfuhrwerke davor warnte, diese würdevolle Straße als Durchfahrt zu benutzen. Sir John Challoner's Haus trug auf dem Dach einen kleinen viereckigen Thurm, eine Art Belvedere, und sah sehr schön und imposant aus, wenn auch ein bischen neu, kalt und ungemüthlich. Es ist vielleicht nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, ein intelligenter Beobachter

hätte in jeder Linie des Gebäudes das moderne Finanzwesen gesehen.

Sah das Aeußere ziemlich neu aus, so sah das Mobiliar dagegen sehr alt aus, oder man könnte vielleicht besser sagen, es that sein Bestes, um alt auszusehen. Ohne nach den Preisen zu fragen, war alles bei Möbelhändlern bestellt worden, die für die Wiederbelebung des Mittelalterlichen ein besonderes Talent hatten. Wie ehemals, als das Latein noch die Sprache der europäischen Kultur war, die Nothwendigkeit des Gedankenaustauschs die Gelehrten zwang, eine Menge nachgemachter lateinischer Worte einzuführen, um Dingen einen Namen zu geben, die noch nicht einmal existierten, als Apulejus schrieb, so mußte der Genius dieser talentvollen Möbelhändler sie mit mittelalterlichen Arten des Aufbaus von Möbeln versorgen, von denen das Mittelalter nichts wußte. Der Effekt war höchst angenehm und kunstvoll für den Kenner, für andere erschien es etwas winkelig, unkomfortable und unwohnlich. Auf den Uneingeweihten machte es einen ähnlichen Eindruck, als wenn ein geharnischter edler Gast sich bemüht hätte, durch das Gitter seines Helmes Eisbaisers zu verzehren.

Das Haus hatte jedoch eine schöne, wohlversorgte Bibliothek, und in dieser Bibliothek befand sich Christmas Pembroke an einem Märzabend gegen 5 Uhr, mehrere Monate nach den im letzten Kapitel erzählten Begebenheiten. Christmas war jetzt, so zu sagen, ein regulärer Attaché des Finanzhauses, dessen Haupt Sir John Challoner war. Sein besonderes Arbeitsfach war es, seinem Chef Gedanken und Thatsachen über die Ausdehnung der Eisenbahnen in Japan und überhaupt im Osten zuzuführen. Christmas hatte sich mit fürchterlicher Energie auf diese Arbeit geworfen und hatte dabei viel Talent und Urtheilskraft entwickelt. Er arbeitete schwer, theils aus Dankbarkeit gegen Sir John, der sehr gütig gegen ihn gewesen war, theils weil es seine Natur war, sich mit seiner ganzen Seele bei einem Unternehmen zu betheiligen, theils endlich, weil er in der buchstäblichen Ueberanstrengung seiner Kräfte die beste Hilfe im Kampf gegen seine hoffnungslose Liebe fand. Er gewöhnte sich fast daran, in Marie Challoner nur die Tochter seines Chefs zu sehen, die bald einen Mann von gesellschaftlicher Stellung heirathen und selbst eine Rolle in der Gesellschaft spielen würde.

Marie selbst hatte er in letzter Zeit nicht ge-

sehen. Ihr Vater hatte sie mit einigen Freunden in Paris gelassen, als er von Pau zurückgekehrt war, und drei Monate oder noch länger hatte Pembroke freien Zutritt zu Sir John's Haus; er war oft da ohne Furcht oder Hoffnung, sie zu sehen. Sie kehrte im Januar zurück und sah sich einige Wochen hindurch die Londoner Gesellschaft an; aber es traf sich, daß gerade in jener Zeit Verhandlungen mit Leuten im Norden Englands nöthig wurden, und Sir John beauftragte Christmas mit der Mission. Als er nach London zurückkehrte, war Marie zu einem kurzen Besuch bei einer mit Mr. Vidal verwandten Familie auf das Land gegangen, und ehe sie zurückkehrte, war Christmas schon wieder nach einem andern Orte geschickt worden.

So kam es, daß Christmas, als er an jenem Abende nach London zurückkam, annahm, daß Miß Challoner noch auf dem Lande sei. Er hatte die ganze vorhergehende Nacht damit zugebracht, ein Memorandum über einen der speciellen Gegenstände, mit welchen ihn Sir John Challoner betraut hatte, niederzuschreiben, und er hatte den Eisenbahnzug in jener Stadt des Nordens, nach welcher er geschickt worden war, ungefähr um sieben Uhr des Morgens

bestiegen. Um vier Uhr erreichte er London und nachdem er in seine Wohnung gegangen war, machte er sich auf den Weg nach South Kensington, da er glaubte, daß das dortige Bibliothekzimmer der geeigneteste Ort wäre, Sir John um diese Zeit aufzusuchen und ihm die Arbeit zu zeigen.

Sir John war noch nicht nach Hause gekommen. Christmas hatte, wie gesagt, freien Zutritt zu dem Hause, er ging in die Bibliothek und erwartete seinen Chef. Die Lichter waren angezündet; ein lustiges Feuer flackerte im Kamin — das ganze Zimmer sah freundlich und einladend aus. Christmas setzte sich in einen großen Lehnstuhl, welchem der Geist des Mittelalters glücklicherweise unverändert den Eintritt gestattet hatte, und begann, noch einmal sein Manuscript durchzulesen. Vielleicht war es der Gegenstand, vielleicht der Styl, vielleicht die Arbeit der verflossenen schlaflosen Nacht, vielleicht war es alles zusammen, was sich schwer auf die Augenlider und die Sinne unseres jungen Helden senkte. Nach kurzer Zeit lag er zurückgelehnt in dem Stuhle, das Manuscript entfiel seiner Hand und er schlief fest ein. Ein wirrer Traum umfing ihn. Er sah sich bald in Japan, bald in Dure-

woods, dann wieder in Saucelito in der Bai von San Francisco und dann in der City von London, und während der ganzen Zeit klang das Geräusch und die Unruhe der Londoner und Nordwestbahn in seinem Ohre. Von Zeit zu Zeit kam auch Marie Challoner und blickte ihn aus verschiedenen Verkleidungen heraus an. Einmal schaute die schwebende Göttin der Plafondmalerei mit den Augen und den Zügen von Marie Challoner auf ihn herab. Dann verschwand die Gestalt der Göttin und ihre ganze Umgebung und nur Marie Challoner's Augen blieben zurück, und blickten so fest, so durchdringend in die seinen, daß er sich im Traume sagte, er müsse erwachen, wenn sie ihn noch länger so ansähen. Er erwachte wirklich und da waren auch wirklich Marie Challoners Augen auf ihn gerichtet; es war kein Zweifel. Ehe sie noch ihren Ausdruck ändern konnte, hatte er schon den Blick voller Güte und einer Art Mitgefühl aufgefangen, und dann sprang er auf, beschämt, daß er sich hatte schlafend antreffen lassen.

Marie war in der vorhergehenden Nacht nach Hause zurückgekehrt und hatte das Bibliothekzimmer betreten, ohne zu wissen, daß er dort war. So hatte

sie ihn in dem Stuhle schlafend gefunden und hatte nicht umhin gekonnt, ihn mit Blicken freundlichen Interesses zu betrachten. Er sah so blaß aus und übermüdet — sehr schön allerdings und viel männlicher in seiner ganzen Erscheinung, als bei ihrem letzten Zusammensein und selbst im Schlaf so ernst und gedankenvoll. Sie trat näher und beugte sich sogar ein wenig über ihn, um die Linien seines Gesichts zu erforschen, und auch sie gerieth etwas in Verlegenheit, als er so plötzlich erwachte.

„O, Miß Challoner!“

Sie streckte ihm ihre Hand entgegen. „Ich habe Sie seit so langer, langer Zeit nicht gesehen!“ sagte sie.

„Ich schäme mich, daß Sie mich schlafend gefunden haben,“ sagte Christmas, indem er sich zur Ruhe zwang. „Aber ich habe die ganze vorige Nacht geschrieben (er bückte sich und hob sein Manuscript auf), bin den ganzen Tag gereist und kam hierher, um Sir John zu erwarten, und da bin ich eingeschlafen.“

„Sie schrieben die ganze Nacht? Wollen Sie ein Autor werden? Das würde mich sehr freuen.“

„O nein! Es ist nur etwas über Eisenbahnen

und dergleichen. Es würde Sie nicht interessiren. Ich meine, es würde keine Dame interessiren.“

Er steckte das Manuscript etwas verwirrt in die Tasche.

„Sie scheinen sich sehr verändert zu haben — und in so kurzer Zeit,“ sagte Marie.

„Ich habe tüchtig gearbeitet,“ sagte Christmas, „und ich glaube, ich wachse, wie der kleine französische Rekrut zu thun versprach, im Angesicht des Feindes.“

„Haben Sie kürzlich etwas von Miß Lyle gehört? Ich denke in diesem Augenblick an Sie, weil sie mich das letzte Mal, als ich sie sah, mit einem französischen Rekruten verglich, der in den Krieg zieht. Ich erinnere mich sehr wohl. Jetzt vergleichen Sie sich selbst mit einem Rekruten im Kriege.“

„Dennoch habe ich den Vergleich nicht von ihr geborgt,“ sagte Christmas, indem er etwas gezwungen lächelte.

„Nein, das meine ich auch nicht; aber es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, ein Omen vielleicht. Ist das wirkliche Leben denn in der That eine Art von Krieg?“

„Ich glaube es; aber ich liebe diesen Krieg.“

„Ich hoffe, Sie arbeiten nicht zu hart?“

„Nein, o nein! Ich kann eine tüchtige Portion Arbeit vertragen. Sie thut mir wohl.“

„Aber Sie haben die ganze vorige Nacht geschrieben. Ich fürchte, Sie haben sich überarbeitet,“ sagte sie liebevoll und versuchte eine Annäherung an die Vertraulichkeit ihrer ersten Bekanntschaft zu machen.

„Sie sind sehr gütig,“ sagte Christmas; „aber ich bin in der That durchaus nicht überarbeitet.“

Es trat eine Pause ein. Sie standen beide. Christmas stützte sich auf die Lehne des Stuhles, in welchem er gesessen hatte, als sie hereinkamen.

„Ich hoffe,“ sagte Marie sanft, „daß Sie Papa lieb haben.“

„Niemand hatte jemals einen gütigeren Freund,“ entgegnete Christmas im Tone aufrichtiger Begeisterung. Er fühlte sich sehr erleichtert, daß er irgend einem Gefühle vollen Ausdruck geben konnte. „Ich danke dem Himmel, das er mir einen solchen Freund gesandt hat, und ich danke Ihnen ebenfalls,“ fügte er im Tone einiger Befangenheit hinzu.

Marie erröthete leicht. „So haben Sie ihn

also wirklich lieb? Wie mich das freut! Aber ich wußte, daß Sie das thun würden.“

„Ihn lieb haben?“ rief Christmas aus. „Ich wünschte nur, ich könnte etwas für ihn thun, ihm etwas opfern, Miß Challoner! Dann sollte er, dann sollten Sie sehen, ob ich ihn liebe oder nicht!“

„In der That, es macht mich glücklich, das zu hören. Sie wissen, daß ich immer allein um ihn gewesen bin, und daß wir so sehr an einander hängen. Und nun finde ich auf einmal, oder ahne, oder fürchte, daß hier in dieser großen Welt — ich weiß nicht wie — daß hier —“

„Was fürchten Sie, Miß Challoner?“

„Daß — nun, daß Papa Feinde hat, oder wenigstens, daß es Leute giebt, die ihn nicht leiden mögen. Das kommt mir so wunderbar vor.“

„Aber jeder Mensch hat Feinde, wenigstens jeder Mensch von Werth,“ sagte Christmas mit echt jugendlicher Wärme. „Natürlich hat Sir John Feinde. Ich würde mit Bedauern hören, daß er keine Feinde hätte. Er hat täglich gegen Dummheit, List, Verschlagenheit und Selbstsucht zu kämpfen, und er ist trotz alledem entschlossen, treu, aufrichtig und gütig zu sein. Wie sollte er da keine Feinde

haben? Ich weiß sogar, Miß Challoner, daß seine Güte gegen mich Eifersucht und Neid erregt hat."

„In der That? Dann freut es mich, daß er Feinde hat — wenn solche Dinge Feinde machen."

„Sie können stolz darauf sein. Ich wünschte, ich hätte einmal Gelegenheit, mit seinen Feinden zu thun zu haben," sagte Christmas, indem er den Stuhl beiseite schob und sich bedeutsam und energisch in die Brust warf.

„Ich wünschte, Sie hätten einmal Gelegenheit," antwortete Marie mit dem freundlichsten Lächeln. „Und ich bin entzückt über den Gedanken, daß er einen solchen Freund hat. Aber arbeiten Sie nicht zu viel. Ich hoffe, wir werden Sie oft sehen. Wir müssen gute Freunde sein, und es scheint mir, als wären wir nicht mehr so gute Freunde, als wir waren. Nicht wahr?"

„Ich denke —"

„Ich denke nicht. Sie schienen mir älter, als Sie sind, und ein wenig verändert. Ich weiß nicht recht, wie. Und Sie haben mich noch nicht einmal gefragt, wie mir mein Aufenthalt in Frankreich gefallen hat, oder das Londoner Leben oder irgend etwas."

„Wirklich nicht? Nun, ich habe noch nicht viel Gelegenheit dazu gehabt. Wollen Sie mir jetzt etwas davon mittheilen?“

Aber gerade in diesem Augenblick, wo sie eben eine Art ruhigen, freundschaftlichen Verkehrs hergestellt hatten, trat ein Diener in das Bibliothekzimmer und meldete Miß Challoner, daß Mr. Vidal gekommen sei und im Wohnzimmer warte.

Marie erröthete zum zweiten Male. „Sie kennen Mr. Vidal?“ sagte sie, sich zu Christmas wendend.

„Ich sehe ihn oft, doch kenne ich ihn nicht sehr genau.“

„Er ist sehr klug — denken Sie nicht auch?“

„Ich glaube es — er spricht sehr gut und sehr viel.“

„Ich glaube, er ist sehr beliebt,“ sagte Marie prüfend.

„Beliebt — bei wem, Miß Challoner?“

„Bei den Leuten im allgemeinen, denke ich.“

„Ja, das läßt sich erwarten,“ antwortete Christmas sorglos. „Ich glaube, er zum Beispiel hat keine Feinde.“

„Sie irren,“ sagte Marie warm, „er ist durch-

aus nicht der leichtsinnige Mensch, für welchen ihn viele Leute halten."

„Ich halte ihn durchaus nicht für leichtsinnig," sagte Christmas, „im Gegentheil, ich halte ihn für sehr verschlagen."

„Sie sagen das in einer sehr unfreundlichen Weise. Ich habe sagen hören und habe überall gelesen, daß sich die Frauen unter einander nicht lieben; aber ich glaube, die Männer lieben sich nicht."

„Ich kann Niemanden lieben, ohne ihn sehr genau zu kennen. Was nützt diese Art von Liebe?"

„Ich habe schon manchmal Leute geliebt, ohne sie sehr genau zu kennen," versetzte Fräulein Unhold. „Ich glaube, es war ein Irrthum von mir. Adieu, Mr. Pembroke; ich habe mich sehr gefreut, Sie zu sehen."

Sie verließ das Zimmer und Christmas setzte sich rittlings auf einen Stuhl, legte seine Hände auf die Lehne desselben, die Stirn auf die Hände und überließ sich seinen quälenden Gedanken. Er hatte sie, die so freundlich und gut war, beleidigt. Er hatte sich der Niedrigkeit schuldig gemacht, gegen den Mann, der vielleicht ihr bevorzugter Liebhaber war, zu sprechen. Er war nahe daran gewesen, sein eigenes, trauriges

Geheimniß zu verrathen, und jedenfalls mußte sie ihn verachten. Und was für einen Grund hatte er, scheel auf Vidal zu sehen? Nur weil Vidal reich und von guter Familie war, und weil er von ihr geliebt wurde. „O, mein Gott,“ stöhnte er hörbar, „von ihr geliebt!“

Dann sprang er vom Stuhle auf und ging in der Bibliothek auf und ab, indem er seltsamerweise dann und wann stehen blieb, um die Titel der Bücher zu lesen, bis er sich plötzlich wunderte, daß er sich unbewußt mit etwas beschäftigte, — wußte er doch kaum, was er eigentlich ansah, — um dann seinen Gang durch das Zimmer wieder aufzunehmen. „Aber er ist ihrer nicht werth,“ sagte er immer wieder zu sich selbst, indem er versuchte, sich in den Glauben hineinzureden, daß das allein der Grund wäre, weshalb er Vidal schmähte. „Er kann sie gar nicht schätzen; er versteht sie nicht. Er ist ein Geschäftsmann, ein Mann von Welt, der Geld zu machen bestrebt ist. Ihm würde es keine Sorge bereiten, eine halbe Bevölkerung zu ruiniren, um ein gutes Geschäft an der Aktienbörse zu machen. Ein Aristokrat? Ist das aristokratisch, an der Börse zu spekuliren, Theater zu leiten und das Gehalt

der Ballettänzerinnen zu bestimmen? Bildung, Talente? Ueber alte Thekannen zu sprechen und den Damen zu zeigen, wie ihre Modistinnen ihnen die Kleider machen müßten — ist das Talent und Bildung? Ja, er ist ein Mann von der Gesellschaft; er darf sie lieben und wird sie vielleicht heirathen — und ich darf nicht einmal an sie denken!

Dann fragte er sich voll Bitterkeit, welchen Nutzen es ihm gewährte, an ein Mädchen zu denken, das einen Andern liebte, und ob es wohl ein edles Betragen gegen Sir John Challoner wäre, heimlich auf den anerkannten Liebhaber seiner Tochter zu schelten. „Man sagt, die Liebe soll etwas Schönes, Veredelndes sein,“ sagte er sich mit bitterer Ironie. „An mir ist es zu bemerken. Mich verwandelt sie in den gemeinsten, eifersüchtigsten, jämmerlichsten Kerl!“

Ohne Aufsehen zu machen, ging er aus dem Bibliothekzimmer. Als er in die Halle trat, hörte er aus dem Wohnzimmer Musik ertönen. Plötzlich verstummte die Musik, und er vernahm mehrere Stimmen plaudernder Personen, von denen eine Marie war. „Mr. Vidal war also nicht der einzige Besucher? Doch was geht mich das an?

Was bekümmere ich mich darum?“ murmelte er vor sich hin. Dann verließ er das Haus, unbemerkt, froh, daß nicht einmal ein Diener ihn gesehen hatte.

Als er auf die Straße gelangte, durchlief er eine beträchtliche Strecke, ohne ein besonderes Ziel zu haben und ohne zu wissen, was er mit sich beginnen sollte. Er hatte nicht zu Mittag gegessen, dachte aber auch garnicht an Essen und Trinken. Er wandte sich nach Kensington Gardens, wo er eine Weile müßig die Lichter beobachtete, die aus der Richtung, woher er gekommen, durch die Bäume schimmerten, und warf die seit vordenklichen Zeiten allen Heimathslosen eigene Frage auf, ob in all den vielen Häusern wohl noch ein Wesen so unglücklich wäre, wie er selber. Denn er fühlte sich heimathslos. Sein Herz, seine Neigung, sein Ehrgeiz hatten kein Daheim. Der Anblick Marie's und die Worte, die er mit ihr gewechselt hatte, hatten das ganze System seiner Selbstdisciplin über den Haufen geworfen. Er hatte sich in der letzten Zeit in einer Art eiserner Selbstkontrolle gehalten, hatte sich mit wilder Energie der Arbeit und dem Studium ergeben und hatte sogar angefangen, sich

geheilt zu glauben. Nun aber hatte ein Gespräch von fünf Minuten mit ihr allein sein Uebel zurückgebracht und alle seine Vernunft vertrieben. „Was soll ich thun?“ fragte er sein gequältes Herz. „So kann es nicht fortgehen, das ertrüge ich nicht. In dieser oder jener Weise muß ich es überwinden. Sollte ich Sir John alles sagen, alles, und ihn bitten, Mitgefühl mit mir zu haben, mich nach Japan zurückgehen zu lassen und Miß Lyle nichts zu sagen — und ihr nichts zu sagen? Nein — das will ich dennoch nicht thun. Ich will suchen, es zu tragen, will mich dazu zwingen, will mich von diesem Wahnsinn heilen — in irgend einer Weise heilen. Ich will nicht weichen!“

Er sprang von seiner Bank auf und verließ Kensington Gardens. Er hatte sich neuerdings gewöhnt, seine Nächte in der excentrischsten Weise zuzubringen, wenn er nicht arbeitete oder von Sir John Challoner in Anspruch genommen war. Von all seinen Bekannten hielt er sich absolut fern, dagegen gefiel er sich darin, die Straßen Londons in jeder Richtung zu durchschweifen, bis die Nacht weit vorgerückt war. Er wanderte, wohin seine Laune ihn führte. Manchmal trat er in ein Westend-

Theater und blieb dort, bis die Vorstellung ihn ermüdete, was gewöhnlich sehr bald eintrat; dann wanderte er fort, bis er sich an einem Konzertsaal von Ostend befand, trat da hinein und ruhte sich ein wenig, um dann wieder die Straße aufzusuchen. Manche Abende verlebte er in den Regionen um Leicester Square und soupierte in französischen oder italienischen Restaurants unter Verschwörern und Communisten. Manchmal erforschte er die Schlupfwinkel der italienischen Orgeldreher in der Gegend von Hatton Garden. Zuweilen zogen ihn auch seine Erinnerungen von San Francisco wie zu alten Bekannten zu den Chinesen in die niedrig belegenen Regionen des fernen Ostend. Er sprach mit allen und jedem. Es war ihm ein Trost, mit Leuten zu reden, die er nicht kannte, während er vor jedem Verkehr mit seinen Bekannten zurückscheute. So pflegte er meilenweit zu wandern und dann ganz erschöpft nach seiner Wohnung zurückzukehren, wo ihm, sobald er die Lampe angezündet hatte, seine gemalte Göttin ihr herausforderndes, selbstbewußtes Lächeln entgegenlächelte. Diese nächtlichen Ausflüge waren seine einzige Ruhezeit, seine größte Annähe-

rung an etwas wie Genuß. Soweit war es mit seinem großen Feiertage in London schon gekommen!

An diesem Abend jedoch, nachdem er in Kensington Garden gesessen hatte, begab er sich nicht auf eine seiner gewohnten, zwecklosen Touren. Es schien ihm eine Idee gekommen zu sein, die ihn aufspringen und einen bestimmten Weg einschlagen ließ. —

Währenddem war auch Marie durch die Unterhaltung mit ihm in etwas beunruhigt worden. Es war wunderbar, was für eine Barriere sich zwischen ihnen aufgerichtet hatte. Ein Abgrund schien sich trennend zwischen den Beiden geöffnet zu haben. Was war aus dem sonnigen, geistvollen Jüngling geworden, gegen den sie so freundlich zu sein sich vorgenommen hatte, und mit dem sie ewige Freundschaft geschworen hatte! Es schien ihr erst wenige Wochen her zu sein, daß sie geträumt hatte, sie wäre eine Prinzessin und gäbe Christmas Pembroke eine brillante Anstellung. Jetzt fand sie, daß sie kaum freundlich gegen ihn sein konnte. Er war sicherlich derselbe — und doch ganz und gar nicht derselbe. Er erinnerte sie an eine schreckliche alte Geschichte, die sie gelesen hatte, eine unheimliche Schauergeschichte von einem Jüngling, der sein Vaterhaus

verließ; nach einiger Zeit aber kam ein Wesen, das sich für den Jüngling ausgab, das ihm ähnlich sah, das alle Verhältnisse kannte, wie sie der Jüngling gekannt hätte, und jede Frage beantwortete, die der Jüngling beantwortet hätte, und das also von den Eltern und, o weh! sogar von dem Liebchen des Jünglings als der heimgekehrte Wanderer empfangen wurde! Aber der Zurückgekehrte war kalt und melancholisch, und seine Gegenwart verbreitete immer ein Frösteln; sein Schatten verfinsterte den häuslichen Heerd, und der Hund, sein eigener Lieblingshund, der stets so treu und liebevoll gegen ihn gewesen, wollte ihn nicht anerkennen oder ihm nahekommen, sondern heulte und zog sich schaudernd vor ihm zurück. Am Ende kam es heraus, daß der Jüngling wirklich todt war, und in der weiten Ferne begraben lag, daß aber der düstere, gruselige Gast nur ein böser Geist war, der in irgend einer boshaften Absicht seine Gestalt angenommen hatte. Wo hatte sie diese unheimliche Geschichte gelesen? Warum fiel ihr dieser Unsinn jetzt ein? „Ich bin gewiß, daß mich kein Gespenst betrogen hätte,“ sagte sie zu sich selbst, indem sie sich unbewußt einen Moment lang an die Stelle des Liebchens setzte.

Immerhin befremdete und schmerzte sie der merkwürdige Umschlag in ihrem Verkehr mit ihrem schönen Protégé von Durewoods — dem halben Knaben, den sie in jener ersten Nacht unter ihren Schutz nahm. Es schien ihr, als habe sie etwas verloren, das ihr das Leben hell und lieblich machen half. Jetzt schien ihr London sehr verödet. Sie sah nach ihren Gästen, Mr. Vidal und einem seiner Freunde, mit sehr viel inwendigem Widerstreben. Niemals hatte sie mit weniger Theilnahme Vidal's Geplapper und Gespiele zugehört; als sie beide fort waren, war sie recht froh. Sie ging an die Thür des Bibliothekzimmers und sah hinein; als sie niemanden darin sah, trat sie ein und beschloß, hier ihren Vater zu erwarten. Vor Tische brachte er hier immer ein Weilchen zu.

Sie brauchte nicht lange zu warten, denn soeben kam Sir John Challoner herein. Leicht und kräftig sprang sie auf, mit jener gesunden, energischen Beweglichkeit, welche die Väter so gern sehen, und lief ihm entgegen.

„Mr. Pembroke ist hier gewesen, Papa.“

„So ist er also zurückgekommen? Er kommt

oft und liest hier. Wenigstens hat er's oft gethan. War Ronald Vidal hier?"

„Ja, er ist soeben gegangen. Und Mr. Lycett."

„Lycett vom Auswärtigen Amt?"

„Ja, den wir erst neulich zu Tische hatten."

„Ja, ja, der junge Lycett. Wie findest Du ihn, Marie?"

„Recht nett, denke ich."

„Ich kann nun gar nichts an ihm finden, Marie. Vidal hält sehr viel von ihm. Sein Vater hat Verstand, aber an dem Sohn, gestehe ich, kann ich nicht viel entdecken."

Augenscheinlich weilten Marie's Gedanken nicht bei dem jungen Mr. Lycett. Ohne einen Uebergang sagte sie:

„Meinst Du nicht, Papa, daß er sich sehr verändert hat?"

„Wer, mein Kind?"

„Mr. Pembroke. Er scheint mir gar nicht mehr dasselbe Wesen zu sein — dasselbe als welches wir ihn kennen lernten."

„Nun, Marie, seitdem ist er auch ein Geschäftsmann geworden, und ein sehr tüchtiger Geschäftsmann dazu. Hier in der City wird man nun ein=

mal feierlich. Der Geist des Mannes ist hier immer angespannt, und Knaben werden bald zu Männern."

„Aber es scheint doch gar nicht eine solche Wirkung auf Dich auszuüben oder auch auf Mr. Vidal. Du bist immer vergnügt, und er weiß kein Ende mit Plaudern und witzigen Einfällen."

„Ich bin ein ergrauter Krieger und habe mich daran gewöhnt — ich fasse also die Dinge kühl an. Vidal ist am Ende doch nur ein Volontär — er hat keinerlei Gefühl von Verantwortlichkeit. Er nimmt financielle Affairen nur zum Vergnügen auf, nur um sich zu beschäftigen. Aber mit unserm jungen Freunde Pembroke ist es etwas Anderes."

„Warum ist es denn mit ihm so etwas Anderes?"

„Um damit zu beginnen — die Sache ist ihm etwas Neues, und allerdings setzt er seine ganze Seele daran. Du solltest nur sehen, wie schrecklich ernst er es mit Geschäftssachen nehmen kann. Oft hat er ganze Nächte hindurch gesessen und geschrieben, um ein Memorandum fertig zu machen, das noch eine Woche später zeitig genug gekommen wäre."

„Ja, er sagte mir auch, er hätte die ganze letzte Nacht geschrieben."

„Da hast Du es. Ich habe noch nie einen

jungen Menschen gesehen, der sich so vollständig in Geschäften begraben konnte. Dann, Marie, weißt Du, er muß sich seinen Weg selbst bahnen. Er muß sich Geld verschaffen, und er hat den gesunden Verstand, das einzusehen. Junge Leute räumen eine solche Nothwendigkeit gewöhnlich nicht ein, halten es für unpoetisch und unromantisch — wie Du es jetzt in Deinem geheimen Herzen thust, Marie, gestehe es.“

„Ich habe noch nicht viel darüber nachgedacht. Es mag aber wohl nothwendig sein, dafür zu sorgen. So verwandelt sich also der strahlende, poetische Knabe schon in einen greulichen, gierigen Geldmenschen? Das thut mir sehr leid — ich mochte ihn so gern. Ist denn das Geld das alles werth — ist das Leben es werth?“

„Mein liebes Kind, wenn Du ein Mann wärest, so würdest Du finden — und Du wirst es auch als Weib bald genug finden — daß, wenn Leute von Geist und Energie sich an einem Spiel betheiligen, sie spielen, um zu gewinnen. Sie spielen, um zu gewinnen! Sie können gar nicht anders.“

„Mr. Vidal sagt es auch immer. Es macht

mich traurig; ich denke, ich könnte von einem solchen Spiel zurückbleiben."

„Zurückbleiben — vielleicht. Daß Du das nicht könntest, will ich nicht behaupten, Marie. Aber wenn Du einmal hineingerathen bist, so kannst Du nicht anders, Du mußt nach besten Kräften spielen."

„Und dahin ist er nun bereits gelangt — so bald! Das hätte ich nimmermehr erwartet! Ich war es, Papa, weißt Du wohl noch? die Dich zuerst bat, Mr. Pembroke auf den Weg zu bringen, daß er sich eine Karriere gründen könnte. Ich wünschte, ich hätte das nicht gethan — wirklich, ich wünsche es! Was ist das Geldverdienen im Vergleich zu dem frischen, freien Leben, das er aufgegeben hat? Lieber wollte ich von dem denkbar Wenigsten leben, aber die Welt ansehen wie Dione Lyle von einem Balkon, voll von Liebe für Sonnenschein, Bäume, Sterne und Dichter, und köstliche Träume von etwas noch viel Schönerem haben — und glücklich und arm sein!"

„Du warest niemals arm, mein Kind," Sir John lächelte über ihre Ernsthaftigkeit; „ich vermuthe aber, daß er es ist, wie ich es war. Dione

Lyle moralisiert höchst poetisch über das Leben, hat aber dabei einen substantiellen Ballast bei ihrem Banquier. Uebrigens, Marie, um Dir die volle Wahrheit zu sagen — Du mußt nicht die ganze Veränderung, die Du an dem jungen Pembroke bemerkst, unseren Citystrapatzen zur Last legen. Es giebt auch noch andere Bewegungen, die junge Leute zum Geldverdienen drängen, außer dem fluchwürdigen Durst nach Gold."

„O ja, ich weiß es. Der Ehrgeiz, der wie ich glaube, jetzt die Centralsonne in jedermann's Universum ist."

„Nein, Marie, das nicht. Dem Ehrgeiz scheint mir unser junger Freund eher zu entsagen."

„Aber was denn sonst, Papa?"

„Ein hübscher, empfänglicher Jüngling von dreiundzwanzig Jahren, und Du fragest, was seine vorherrschende Bewegung ist! Ich dachte, Du läsest Gedichte, Marie, und benutztest noch unsere Subscription bei Mudie?"

Sir John blickte ruhig, aber sehr aufmerksam seine Tochter an. Sicherlich entfärbte sie sich ein wenig, und ihre Augenlider senkten sich; aber kein Mädchen ihres Alters hört auf die Liebe anspielen,

ohne ihr einen solchen vorübergehenden Tribut zu zahlen. Sie sah sogleich wieder auf und antwortete fast wie erheitert:

„O, das ist also der Grund! Der liebenswürdige Jüngling hat eine Liebe! Daran hätte ich nimmermehr gedacht. Er erschien mir immer noch wie ein halber Knabe.“

„Ich glaube, es geht so etwas vor sich, Marie. Ich achte auf solche Dinge nicht sehr, und man zieht mich selten dabei zu Rathe; aber ich glaube, es ist etwas daran. Mrs. Seagraves hat mir einen Wink gegeben, wie sie es bei Dir wahrscheinlich auch thun wird, Marie.“

„Ja, das wird sie dann wohl thun. Ist sie selbst der Gegenstand seiner Wünsche?“

„Unsinn, Marie!“

„Wirklich, ich wußte es nicht. Wer ist denn die Dame? Kenne ich sie — ist ihr Name ein Geheimniß?“

„Ich vermuthe nicht, daß ein Geheimniß dabei ist. Du kennst Sie nicht, obschon Du sie magst gesehen haben. Hörtest Du je von einer Miß Sybil Jansen?“

„Sybil Jansen? ach ja! ein Mädchen, das in

Meetings öffentliche Reden hält? Aber das kann nicht sein, das ist zu lächerlich! Ist sie nicht sehr alt? Trägt sie nicht eine Brille und schwenkt einen baumwollenen Regenschirm?“

„Sie soll sehr jung und hübsch sein, hat man mir gesagt, und soll unsern jungen Japanesen verhext haben. Ich habe wenigstens so gehört. Ich brauche Dir nicht zu sagen, Marie, daß Du hiervon nicht sprechen, auch keine Anspielungen darauf machen darfst.“

„Papa! als ob ich —“

„Nun, Kind, Ihr Mädchen wißt wohl nicht immer, was Ihr dürft oder nicht dürft. Daher ist es wohl ganz recht, daß ich Dich bei Zeiten warne. Ich brauche Dir schwerlich zu sagen, daß ich es nicht gern sehe, daß sich der arme junge Bursche mit einem Mädchen wie dies einläßt; doch er hat bisher noch kein Wort gegen mich fallen gelassen. Er wird es aber wohl bald thun — wenn wirklich etwas daran ist.“

„Und was willst Du sagen, wenn er es thut?“

„Ich werde ihm genau denselben Rath geben, als wenn er mein Sohn wäre. Ich werde ihm sagen, daß ich ihn für zu jung zum Heirathen halte,

daß er sich erst selber eine Stellung sichern und sich Zeit lassen sollte, sein eigenes Herz zu erforschen. Ich werde ihm offen sagen, daß, wenn er ein Mädchen heirathet mit solchen Meinungen und einer solchen Absonderlichkeit um sich herum, er praktisch seine eigenen socialen Aussichten aufopfert. Man kann doch eine solche Frau in keine gute Gesellschaft einführen, — davon kann garnicht die Rede sein."

„Aber wenn er — wenn er ihr doch zugethan ist," fragte Marie zögernd und ohne ihren Vater anzusehen, „und wenn er sie eines solchen Opfers würdig glaubt — dann ist es gewiß nicht viel. Warum sollte er nach der Gesellschaft fragen?"

„Sehr wohl. Wenn er das Opfer begreift und gewillt ist, es ihr zu bringen, das ist genug. Aber das muß ihm erst mit schlichten Worten gesagt werden; er versteht nicht das Mindeste von unserm englischen Leben."

„Und wenn er nun dabei bleibt, wenn er wirklich an ihr hängt, — das würde Deine Gesinnung gegen ihn doch nicht ändern? Du, Papa, würdest doch nicht aufhören, sein Freund zu sein? Ich gewiß nicht."

„Nein, Kind. Meinethalben mag er heirathen, wen er will.“

„Du willst doch damit nicht sagen, daß Du Dich um ihn dann nicht mehr bekümmern, kein Interesse mehr an ihm nehmen willst?“

„Nein, Marie, meine Freundschaft soll er immer haben — und Deine auch, hoffe ich. Was für eine Frau er auch nimmt, ich werde sie jedenfalls willkommen heißen.“

„Ich auch,“ sagte Marie emphatisch. „Ich frage nicht darnach, was für Meinungen sie hat, oder ob sie Reden hält. Seinetwegen werde ich sie liebhaben — werde es wenigstens versuchen.“ Die letzten Worte sprach sie ziemlich trübselig.

„Das werde ich eben auch thun. Aber wir können nur für uns selbst gutsagen, Kind, und ich denke wohl, Du wirst nicht einmal immer für Dich selber gutsagen können. Nun, das ist also die Geschichte. Gieb ihr ein Verständniß, aber keine Sprache! Behalte sie für Dich, bis ich die Barriere des Schweigens und Geheimnisses hinwegnehme. Jetzt geh und mache Toilette für unser Diner. Du siehst, daß es nicht allein Schuld der City ist, wenn

junge Leute manchmal ein bischen blaß und tiefsinnig werden.“

„Ich möchte sie gern einmal sehen,“ meinte Marie gedankenvoll, „könnten wir sie nicht einmal zu sehen bekommen?“ Sie meinte Miß Jansen.

„Leicht — wenn Du eine Sonntagsnachmittags-Gesellschaft bei Mrs. Seagraves besuchen willst.“

„Ich mache mir nicht viel aus Mrs. Seagraves. Sie ist zu lächerlich. Sie amüsiert mich nicht einmal mehr. Aber ihren Bruder mag ich gern trotz seines Gefasels von Königen und ihrem göttlichen Recht. Ich hoffe, er wird sich nicht in Spanien todtschießen lassen. Weißt Du, Papa, ich glaube, wenn Kapitän Cameron mich heirathen wollte, ich würde ja sagen.“

„Aber Kind, wie kannst Du so etwas sagen?“

„Ja, ich denke, ihn würde ich annehmen. Könntest Du ihm nicht einen Wink geben, Papa? Würde sich das schicken?“

„Marie! ich höre Dich nicht gern solchen Unsinn reden. Was meinst Du denn damit?“

„Man nimmt wohl von den Frauen gewöhnlich an, daß sie mit dem, was sie sagen, nichts meinen. Aber mit dem, was ich sage, meine ich etwas. Ich

denke, Kapitän Cameron ist der einzige, wirkliche Mann, den ich kenne — von den unverheiratheten. Er scheint doch ein des Mannes würdiges Ziel im Leben zu haben — er hat sich nicht dem Geldverdienen in die Arme geworfen — oder der Jagd nach Schmetterlingen.“

„Schmetterlingen, Marie?“

„Einem Geschmack am Eitlen, Frivolen, wenn Du es so hören willst. Ich weiß nicht, was mir mehr zuwider ist, die Arbeit oder das Amüsement der allerliebsten Herrlein, die wir unter unsere Freunde rechnen. In ihren Geschäftslaunen sind sie unreife Wucherer, in ihren Mußestunden hochgeschossene Kammerkätzchen.“

Sir John warf einen Blick des Erstaunens auf seine Tochter. Er hatte sie immer dazu ermuthigt, ihr Herz offen gegen ihn auszusprechen, hatte sie auch schon oft satyrisch werden gesehen. Heute aber schien es ihr ein bitterer Ernst damit zu sein als gewöhnlich.

„Auch wenn Du mir nichts davon gesagt hättest, hätte ich gewußt, daß Vidal heute hier gewesen ist, Marie.“

„Wirklich Papa? Woher hättest Du das gewußt?“

„Durch Deine Gereiztheit gegen frivole Jünglinge. Ich vermuthe, daß er Dich wieder auf seine eigene Weise hat unterhalten wollen. Es bleibt nichts übrig, als daß ich ihn darüber aufkläre, was für eine weise junge Dame wir hier haben, und ihm anempfehle, seine Leichtfertigkeiten für junge Damen von schwächerem Geist aufzuheben."

„Alten Damen würden sie nach meiner Meinung noch besser zusagen. Ich kenne niemanden, der einen besseren Gesellschafter für eine umständliche alte Jungfer von Stande und Liebhaberin von verblichenen Spitzen und zerbrochenem Porzellan abgeben würde."

Sir John Challoner verlor nie seine Laune und wollte auch nicht einmal seine Tochter sehen lassen, daß das Geplauder eines Weibes ihn ennuyiren konnte. Denn wenn er auch seine Tochter als seine Tochter anbetete, so betrachtete er sie doch ebenso wenig als ein dem Manne gleichstehendes Wesen, wie eine Dame, die ihr Schooßhündchen liebt, die Schooßhündchen auf einer ebenso hohen Stufe der Schöpfung glaubt, als eine Dame der Aristokratie sie einnimmt.

„Du verstehst Vidal noch nicht, mein Kind," sagte er sanft. „Das wundert mich auch nicht. Er ist ein sehr komplicierter Charakter — Frauen

dringen nicht so leicht in ihn ein. Aber eines Tages wirst Du sehen — ich hoffe sogar bald — daß etwas in ihm ist.“

Marie wagte sich für jetzt nicht weiter; es that ihr leid, daß sie sich soweit gewagt hatte. Sie ging, um sich zum Mittagessen umzukleiden, fühlte sich aber elendiglich zerfallen mit der Welt und wußte nicht, warum. Lange Zeit hindurch saß sie achtlos in ihrem Zimmer und dachte darüber nach, was für ein verrücktes Ding das Leben wäre und wie die ehrgeizigen Bestrebungen der Leute so niedrig zu sein schienen; so moralisierte sie über das Dasein im allgemeinen, wie junge Leute immer thun, wenn nur ein besonderes Dasein ihnen unverständlich ist. Mancherlei verstimmte sie aber auch. Sie war traurig, daß auch er von dem Geldteufel gefangen genommen worden, daß auch er nichts weiter sein sollte wie alle die Andern — mit diesem „auch er“ meinte sie Christmas Pembroke; denn sie hatte ihn wirklich immer gern gehabt, wie sie sich sagte. Mr. Vidal's Unterhaltung war in ihrer Stimmung heute eine außerordentliche Disharmonie gewesen; sie hörte nur ungern ihren Vater auf die Nothwendigkeit des Geldverdienens so viel Gewicht legen. In Dure-

woods hatte sie so etwas nur sehr selten von ihm gehört. Schattenhaft, nur halb eingestanden, dämmerte ihr der Gedanke auf, daß ihr Vater, wie er sich zu seiner Erholung in Durewoods aufhielt, eine ganz verschiedene Persönlichkeit war von dem in Geldsachen so glücklichen Sir John Challoner in seinem gewöhlichen Leben in London.

Außerdem — denn sie war ein sehr kluges Mädchen mit Augen scharfer Intelligenz — kam sie auf den Gedanken, daß die Leute im allgemeinen ihren Vater nicht so respektierten, wie sie ihn respektierte, nicht wegen der Eigenschaften, die sie an ihm respektiert zu sehen wünschte. Die Weise, in der Ronald Vidal meistentheils zu oder von ihm sprach, gefiel ihr nicht. Der junge Mann bewunderte Sir John und sah unverkennbar zu ihm empor, aber nur, wie ein eifriger junger Abenteurer emporblickt zu einem Meister in seinem Handwerk. Das war nicht die Bewunderung, die Marie gern hätte sehen mögen. Ihre weibliche Empfänglichkeit für geringfügige Eindrücke, ihre weibliche Beobachtung der leisen Schatten eines Unterschiedes zwischen diesem und jenem lehrte sie auch bereits etwas von der Lektion verstehen, die Sir John selbst Christmas

offen ertheilt hatte — daß nämlich ein Mann mit einem großen Vermögen in der Gesellschaft sein mag, ohne direkt von der Gesellschaft zu sein. Alle diese Gedanken hatten sie bedrängt, als sie an diesem Tage plötzlich und unerwartet Christmas Pembroke in der Bibliothek antraf, und während sein verändertes Aussehen und sein anscheinendes Zunehmen an Jahren sie in einiger Entfernung von ihm hielt, erschloß ihr Herz sich warm gegen ihn, als er mit so großherziger Ergebenheit von ihrem Vater sprach. Hier wenigstens, dachte sie, ist echte Freundschaft und wirkliche Sympathie, hier, dem Himmel sei Dank! ist ein unverdorbenes Menschenherz. Und nun, siehe da! auch er grub in der City dem Golde nach wie die Uebrigen, und er liebte ein Mädchen, das auf der Rednertribüne die Rechte der Frauen verfocht! Gegen solche Versuchungen konnte Fräulein Unhold heute noch keine Verschanzung finden, außer indem sie etwas ungnädig wurde. Sie schien auf dem besten Wege zu sein, ihren Spottnamen ehrlich zu verdienen.

14. Kapitel.

In einer gefügigen Stunde.

War denn Sir John Challoner im Irrthum, wenn er glaubte, in den Augen seiner Tochter den schlummernden Geist der Energie und des Ehrgeizes zu sehen, der erweckt werden könnte, um sich mit allem Eifer an dem Spiel zu betheiligen, als dessen Gewinn der sociale Erfolg gesetzt ist? War Dione Lyle im Irrthum? War es Ronald Vidal, der von der Gesellschaft war und das Leben kannte, der aber das Mädchen wirklich bewunderte und sie für fähig hielt, ihm eine brillante Frau zu werden, wenn sie ihn heirathen wollte? Da er ein jüngerer Sohn war, so war er entschlossen, um Geld zu heirathen, hatte sich auch schon lange unter den Fabrikbesitzern Manchesters und den Geldfürsten Liverpools nach einer repräsentationsfähigen Tochter umgesehen, schon ganz zufrieden mit einer derartigen Aussicht; natürlich

griff er jetzt mit beiden Händen zu, als ihm ein so schönes und glänzendes Mädchen wie Marie Challoner in Aussicht gestellt wurde. Irrten sich diese Alle, wenn sie glaubten, daß Marie Geist und Strebsamkeit hätte? War sie von der Natur wirklich nur zu einer glücklichen Schäferin von Arkadien — Durewoods bestimmt?

Wahrscheinlich waren sie nicht im Irrthum. Aber vielleicht hatte Sir John Challoner unweise gehandelt, als er das Lob des Ehrgeizes zu laut im voraus proklamierte. Jedermann weiß, wie eine kluge Mutter ihren Sohn davor sichert, von einem hübschen Mädchen gefesselt zu werden, die ihm vermuthlich in den Weg kommen wird. Sie lobt und erhebt das Mädchen so sehr im voraus und erregt in ihm so gewaltig die Neugier und den Wunsch, sie zu sehen, daß, wenn er sie endlich sieht, er ganz gewiß enttäuscht ist. Sir John Challoner hatte Marie's Erwartungen vom Ehrgeiz zu hoch geschraubt; als sie ihn mit Augen sah, war sie enttäuscht. Der Ehrgeiz, den er ihr zeigen konnte, schien etwas recht Armseliges zu sein. Bis jetzt hatte sie nur wenig von der Gesellschaft London's gesehen; aber sie bildete sich sehr schnell einen Eindruck

— und war enttäuscht. Wäre ihr Vater ein großer parlamentarischer Führer gewesen, und hätte er ausgezeichnete Männer um sich gehabt, so hätte sich Marie wahrscheinlich für das großartige Spiel des Lebens erwärmt, worin sie verwickelt waren. Wäre er im Mittelpunkt eines literarischen oder künstlerischen Kreises gewesen, und hätte sie also den Reden der Dichter und Geschichtsschreiber, Novellisten und Maler lauschen können, so dürfte sie wohl den Ehrgeiz gefühlt haben, die Königin eines solchen Zirkels zu sein. Aber Sir John's parlamentarische Kollegen waren nur Männer, die das Unterhaus als einen Ort ansahen, wo sie ihre mannichfachen „Interessen" verfolgen konnten. Die wenigen Peers, die mit Sir John auf vertrautem Fuße standen und seine Diners besuchten, waren emporgekommene Banquiers. Ronald Vidal's Vater hatte sich noch nicht überreden lassen, sie mit seiner Gegenwart zu beehren. Ihr Ehrgeiz erstreckte sich darauf, finanzielle und Eisenbahnprojekte durchzuführen und Geld zusammenzuschlagen. Diese Leute erschienen Marie stupide, ihre „Interessen" werthlos und pöbelhaft. Auch als sie noch fast zurückbebte vor der Erwartung, hatte sie doch etwas unendlich

Schöneres und Edleres erwartet als dies. Selbst das Haus, worin sie wohnten, das Sir John für ganz herrlich und imposant ansah, bedrückte sie mit einer Empfindung wie von etwas Falschem, Rohen und selbst Gemeinen.

Sir John sagte ihr sehr richtig: „Du warest nie arm, aber ich war es.“ Bloße Kostspieligkeit machte auf sie keinen Eindruck, wie sie es auf ihn noch immer machte. Sie hatte immer gesehen, wie rund um sie herum das Geld mit vollen Händen ausgegeben wurde, und dachte nie darüber nach. Dione Lyle's Häuschen in Durewoods entzückte sie dadurch, daß es so malerisch und so künstlerisch geschmackvoll war; das große neue Herrenhaus ihres Vaters in Kensington dagegen berührte sie fröstelnd vom ersten Augenblick an. Wenn jeder entweder als ein Jünger des Aristoteles oder des Plato geboren ist, so ist auch jeder, er sei König oder Schuhflicker, entweder zum Künstler oder zum „Bourgeois“ geboren. Marie gehörte zu den ersteren wie ihr Vater zu den letzteren, und sie konnte auf alle Dinge im Leben, groß oder klein, unmöglich anders als vom künstlerischen Gesichtspunkt aus blicken. Die Karriere, die ihr gegen=

wärtiges Leben dem Ehrgeiz des Weibes zu öffnen schien, hatte nichts Malerisches oder Erhebendes, mit einem Wort, nichts Künstlerisches an sich.

Alles dies brachte seinen Eindruck auf ihr Gemüth hervor, und dieser Eindruck in Verbindung mit den allerneuesten Nachrichten und Erlebnissen, gestaltete sich zu drückenden, melancholischen Gedanken, während sie an demselben Tage, wo Christmas Pembroke in Gedanken an sie die Straßen London's durchstürmte, Toilette machte. Ein Gedanke überwog vielleicht in ihrer Seele, das war der, daß sie wenigstens die Freundin jenes Mädchens sein wollte, das von Christmas Pembroke geliebt wurde. Mehr als einmal traten die Thränen in die großmüthigen Augen unseres lieben Fräulein Unhold, als sie den Entschluß faßte, heldenmüthige Thaten zu verrichten, um dies Paar sich zu befreunden und glücklich zu machen. Wie sehr glücklich mußte er sein, dachte sie, daß er die Eine, die er lieben konnte, so bald gefunden hatte und von ihr geliebt wurde. Und auch sie — sie mußte sehr glücklich sein und mußte ihn innig lieben. „Ich will ihr eines Tages erzählen, wie ich ihn lieb hatte — von Anfang an!"

Ein großmüthiger Entschluß in uns wird in der Regel der Vater anderer großmüthiger Gedankenverbindungen. Marie kam zu dem Glauben, daß Christmas in der City nur so eifrig für seine Liebe arbeite und nicht aus der bloßen Gier nach dem Gelde. Sie wurde wieder besänftigt gegen ihn, und es verlangte sie nur immer mehr darnach, Miß Sybil Jansen zu sehen.

Sir John hatte an diesem Tage zwei oder drei steinreiche Männer mit ihren Frauen zu Tische. Sie gingen zeitig wieder fort, und er führte seine Tochter in eine Abendgesellschaft. Mr. Vidal war auch da, sah sehr gut und ganz strahlend aus und plauderte mit jedermann. Bald fand er seinen Weg an Marie's Seite und schien ängstlich darauf auszugehen, sich durch seine Aufmerksamkeit für sie recht auffällig zu machen.

Als er ihr gegenüber sich in einer Kritik über die Musik erging, der sie gar nicht zugehört hatte, unterbrach sie ihn plötzlich mit den Worten:

„Mr. Vidal, Sie kennen ja alle Leute, kennen Sie nicht auch eine Dame, eine gewisse Miß Sybil Jansen?"

„Sybil Jansen? O ja, gewiß. Ich bin ihr oft begegnet.“

„Wirklich? Dann kennen Sie sie?“

„Sie sagen ja, ich kenne alle Leute! Ich habe Miß Jansen in einigen Häusern getroffen. Sie ist eine Persönlichkeit, die manche Menschen an sich ziehen. Wenn man sie sehen will, muß man sie am rechten Orte aufsuchen. Leute, die Curiositäten lieben, geben manchmal viel darauf, ihr irgend eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Hier würde man ihr z. B. nicht begegnen.“

„Ist sie hübsch, oder ist sie klug? Erzählen Sie mir etwas von ihr.“

„Sie ist in gewissem Sinne hübsch. Ich denke sie hat allerliebste Augen und Zähne — ein blasses, unbedeutendes Mädchen, sehr jung; ihr kleiner Kopf ist ziemlich verdreht von Dünkel und hegt die Vorstellung, daß sie eine Mission hat.“

„Sie hält Reden — redet sie gut?“

„Ja, ich glaube — für dies Zeug von Ideen gut genug. Ich mache mir nichts aus den Reden der Frauen — aus den öffentlichen, meine ich, Miß Challoner. Sie plappert wie ein kleiner Wirbel-

wind — 's würde Ihnen Kopfschmerzen zuziehen, wenn Sie viel davon hörten, sollte ich denken."

„Haben Sie ihr je gesagt, was Sie von ihrem Redenhalten dachten?"

„Nun, nein; eigentlich nicht. Das würde ziemlich ungeschlacht sein, nicht wahr? Ich habe nicht ganz den Muth der alten Lady Jervis, der alten Frau, der Mutter des jungen Burschen Sir Dudley Jervis, Sie wissen doch."

„Nein, ich weiß es nicht; aber was that sie denn?"

„Es kam ihr in den Sinn, sie wollte die kleine Sybil hören. So brachte sie denn irgend jemanden dazu, sie zu einem Vortrag mitzunehmen. Als er vorbei war, bot ihr jemand an, ihr Miß Sybil vorzustellen, und die alte Dame ging ganz freundlich darauf ein. So wurde das arme Mädchen zu ihr geführt. Lady Jervis studierte sie in aller Seelenruhe durch die Lorgnette und sagte dann: „Miß Jansen, wenn Sie meine Tochter wären, so würde ich Sie die Ruthe schmecken lassen und zu Bett schicken."

„Was für eine abscheuliche, grausame alte Frau! Trotzdem weiß ich nicht, ob es nicht besser

war, so zu ihr zu reden, als das arme Mädchen in's Gesicht zu loben — o, aus dem was Sie gesagt haben, weiß ich, daß Sie sie ins Gesicht gelobt haben! — um sich dann nachher über sie lustig zu machen. Ich vermuthe, daß es ihr mit ihrem Auftreten heiliger Ernst ist. Jetzt glaube ich auch, daß ich sie lieb haben könnte."

„Nein, Sie würden sich nichts aus ihr machen."

„Nun immerhin will ich sie sehen und ihre Bekanntschaft machen."

„Das wird sich leicht machen lassen, wenn Sie wirklich wünschen, sie kennen zu lernen und Sir John nichts dagegen hat. Aber ich glaube nicht, daß ihm an öffentlich redenden Frauen viel liegt."

„Oeffentlich redende Frauen scheinen bei Ihnen eine ähnliche Klasse zu bilden wie tanzende Hunde."

„Je nun, Dr. Johnson machte schon einen derartigen Vergleich, nicht wahr?"

Marie ließ die Unterhaltung fallen oder, um die Dinge beim rechten Namen zu nennen, schüttelte sie ab. Es beleidigte sie von dem ernsten Unternehmen eines begeisterten Weibes in solcher Weise reden zu hören. „Tausendmal lieber wollte ich ein Mann sein, der ihr Liebe entgegenbringt," dachte

sie, „als ein Mann, der nur über sie lachen kann. Warum sollte man über sie lachen? Sie versucht es doch, etwas Gutes in der Welt zu thun; ich thue das nicht. Sie hat doch einen erhabeneren Lebenszweck als den, zu Geld und in die Gesellschaft zu kommen. Bei den meisten Leuten meiner Bekanntschaft sehe ich keinen andern Lebenszweck."

Hätte Ronald Vidal Miß Jansen warm gepriesen, so wäre Marie vielleicht mehr geneigt gewesen, an ihrer Sendung und ihren Verdiensten zu zweifeln. Aber bei all seiner vorgeblichen Kenntniß der Frauen irrte sich Vidal doch sehr, indem er annahm, jedes Mädchen höre es gern, wenn von andern Mädchen verächtlich gesprochen wird. Unter allen Umständen verkannte er Miß Challoner vollkommen, denn sie hatte immer die großherzige Schwäche, die Angegriffenen zu vertheidigen, auch ohne gerade immer nach ihren Verdiensten zu fragen. Wenn sich die weibliche Natur immer gern in Widersprüchen bewegt, wie man sagt, so fühlte sich unser liebes Fräulein Unhold nur zu dem Widerspruch versucht, die Partei der Schwachen, Unpopulären zu ergreifen.

Ronald Vidal sah, daß er Marie nicht sehr

befriedigt hatte mit seiner Kritik über Miß Jansen, die er bereitwilligst gepriesen hätte, hätte er nur gewußt, daß ihr das eine Genugthuung gewesen wäre. Er war ein gutherziger junger Mann, der nie darauf ausging, irgend jemanden zu verletzen; aber er hatte allgemein die Erfahrung gemacht, daß der Tadel anderer eine Unterhaltung in besserem Flusse erhält als das Lob anderer. Seine thätige Gemüthsart, die ihn antrieb, überall Menschen kennen zu lernen, hatte ihn auch dorthin geführt, wo man Miß Jansen hören konnte. Natürlich drängte er sich darnach, ihr vorgestellt zu werden, und ohne Zweifel lobte er sie in's Gesicht und schalt sie hinter ihrem Rücken, denn Spott und Lachen liebte er nicht eben sehr, und für Humor hatte er wenig Sinn. Aber man muß billigerweise einräumen, daß er die Mängel seiner eigenen Schwester mit gleicher Offenheit gerügt hätte. Marie Challoner war vermuthlich das einzige Weib, das ein Gefühl ungekünstelter Achtung und Bewunderung in ihm erweckte. Es ergötzte ihn auf's höchste, andern Frauen gegenüber Klatschgeschichten zu erzählen, wie er mit Männern gern Zeitfragen abhandelte und mit Schauspielerinnen Scherz trieb;

aber zu Marie kam er stets mit bessern Hoffnungen und Gesprächsstoffen.

An diesem Abend hatte er anscheinend den Wink bekommen, den Sir John versprochen hatte, ihm zu geben. Diskret genug verließ er Marie nach dem Gespräch über Miß Jansen für ein Weilchen, brachte es aber bald zu wege, mit ihr wieder zusammenzukommen.

„Freut mich, Sie wiederzufinden," sagte er und schnitt glücklich Marie von einigen Andern ab, die bei ihr gewesen waren. „Ich habe Ihnen etwas zu erzählen, bleiben Sie doch, bitte, in dieser stillen Ecke — hier ist ein Stuhl."

Marie fürchtete vielleicht, ihn bei dem Gespräch über Miß Jansen allzu kurz behandelt zu haben; sie bewillkommte ihn mit einem versöhnlichen Lächeln und nahm den Stuhl, den er ihr anbot.

„Ich bin im Begriff, endlich etwas zu thun," sagte er, „etwas Entschiedenes meine ich. Ich denke, Sie werden das billigen. Ich will eine regelrechte Karriere im öffentlichen Leben einschlagen."

„O, das freut mich sehr! Ich denke, daran thun Sie sehr recht. Jeder talentvolle Mann sollte so etwas unternehmen."

„Ich danke Ihnen," sagte er mit weit mehr Wärme, als das Kompliment verdiente, und wollte dasselbe augenscheinlich so hoch wie möglich anschlagen. „Ich danke Ihnen! Sie sind sehr gütig und muthmachend. Ja, es wäre da möglich, anzukommen — hörten Sie wohl, wie man heute Abend davon sprach? — in Lord Barbican's Flecken, und es wäre eine Chance für einen, der dreist und mit gründlich unabhängigen Prinzipien heranträte und versuchte, den Sitz im Unterhause aus den Händen der unleidlichen Familie Barbican zu nehmen. Man riskiert etwas und macht sich natürlich Feinde; aber das kümmert mich nicht. Sehen Sie, das hängt so zusammen —"

Damit zog er einen Stuhl neben sie und fing an, ihr zu berichten, wie Lord Barbican und seine Familie seit Generationen in jenem Flecken gewaltet hatten, und wie jetzt dort eine gute Gelegenheit bei der Stimmwahl sei, die Vertretung ihnen zu entreißen, wenn ein wirklich unabhängiger Kandidat aufstehe, der sich vor den Barbicans nicht fürchte. Jedes weibliche Wesen erwärmt sich bei der Aussicht auf einen Kampf und fühlt ein Interesse für den Kämpfer, der am meisten auf's Spiel

setzt. Bald sah Vidal ein Funkeln des Ehrgeizes und der Aufmunterung in Marie's Augen. Er hatte noch nicht lange mit ihr gesprochen, als sie schon anfing, den Flecken wie eine Art Andromeda zu betrachten, Lord Barbican als ein gefräßiges Seeungeheuer und den schönen Ronald Vidal als einen befreienden Perseus. Er sah ja allerdings schön genug aus und plauderte mit großer Beredtsamkeit. Vielleicht hatte sie ihn doch wirklich verkannt und unterschätzt. Vielleicht war seine Leichtfertigkeit nur der Müßiggang eines tapferen Geistes, der seine Gelegenheit abwartete. Vielleicht war hier ein zweiter Sardanapalus, der sich aus seinen Schwelgereien in die Schlacht stürzte, oder ein zweiter Prinz Hal, der seinem Eastcheap entsagte, um Heinrich Heißsporn entgegenzutreten. Marie's ziemlich unklare Ideen von politischen Kämpfen befähigten sie, den bevorstehenden Streit um Lord Barbican's Flecken mit andern Augen anzusehen, als es ein Wahlagent thäte.

„Ich dachte, Sie würden das billigen,“ sagte er in leisem, bittendem Tone.

„Mr. Vidal, es macht mir großes Vergnügen — “

„Ich habe diese ganze Zeit darüber nachgedacht — namentlich seit jenem ersten Tage, wo wir den Hügel unter den Bäumen zu Durewoods erstiegen. Erinnern Sie sich noch?“

„Ich erinnere mich des Spaziergangs,“ antwortete Marie, wider ihren Willen erfreut, zu sehen, daß er sich noch daran erinnerte.

„Nun ja, wir sprachen damals vom Ehrgeiz und dem politischen Leben, und Sie ermuthigten mich in dem Verlangen, mir in der Politik einen Namen zu machen.“

„That ich das, Mr. Vidal? Das war sehr unbesonnen von mir, denn ich verstand damals nichts vom politischen Leben und verstehe auch jetzt sehr wenig davon. Wagte ich es wirklich, eine Meinung darüber auszusprechen?“

„Allerdings, ja. Ich habe es nicht vergessen. Und von dem Moment an war ich entschlossen, Ihnen zu zeigen, daß ich vielleicht eine bessere Meinung verdiente, als Sie sie von mir hatten.“

„O bitte, sagen Sie das nicht! Wenn ich so vorschnell war, Sie irgend wozu zu drängen, so war es vermuthlich nur, weil ich eine bessere Meinung von Ihnen hatte als Sie selber.“

„Danke Ihnen, danke Ihnen! Ich will mein Bestes thun. Ich will mir Ihre gute Meinung verschaffen, wenn ich kann. Ich will meine Sporen gewinnen. Die Wahrheit ist, Challoner hat mich verdorben — Ihr Vater hat mich verdorben!"

„Es thut mir leid zu hören, daß mein Vater jemanden verdorben hat."

„Nicht im Ernst, versteht sich; aber er hat solchen Kopf für Geschäfte und Finanzen, und er sagte mir immer, ich hätte ihn auch. Und er ist so durch und durch ein Mann von Welt, wie Sie wissen, und hat eine Zunge, daß er die Leute zu allem bewegen kann, was er will. Ich habe noch nie einen gesehen, der so die Menschen überreden kann wie Challoner. Nie, ich gebe Ihnen mein Wort."

Das war nun gewiß nicht die Art Lobrede, die Marie über ihren Vater gern hätte halten hören.

„Ich verstehe zu wenig von diesen Dingen," sagte sie ziemlich kühl. „In Durewoods lebte ich zu fern ab von der Welt. Mein Vater erschien mir immer in einem so ganz andern Lichte; ich erkenne ihn selbst in Ihrem Lobe gar nicht wieder, Mr. Vidal."

„Freilich," meinte Vidal, „unsere Väter er-

scheinen uns immer in einem idealen Lichte. Es ist das eine gnädige Einrichtung der Vorsehung. Wir könnten gar nicht fertig werden, wenn wir unsere Eltern als gewöhnliche menschliche Wesen ansähen. Aber Sie müssen nicht weiter an meinen Scherz denken, Miß Challoner."

„O, ich denke durchaus nicht daran, Mr. Vidal."

Marie mochte wohl sagen wollen, daß sie wisse, sie sollte nicht daran denken, und daß sie auch nicht daran denken wolle, wenn sie könne. Aber nichtsdestoweniger dachte sie daran. Es lastete schwer auf ihren Gefühlen, ja sogar auf ihren Nerven. War denn also der Character, den ihr Vater trug — der eines unverschämten, überrumpelnden, gierigen Geldmenschen? So hatte sie ihn sich nicht vorgestellt, als sie in Durewoods zusammen lasen und umherschweiften, und als sie sich aus den unzusammenhängenden Winken über seine Jugendbekanntschaft mit Miß Lyle, also aus Fäden, die so schwach und zart waren, wie aus Sonnenstrahlen gesponnen, eine romantische Geschichte zusammenwob, in der er eine noble, heroische Rolle gespielt haben mußte. Selbst wenn es alles nur Scherz von Vidal

gewesen war, so verletzte es sie doch, solchen Scherz über ihren Vater zu hören.

Vidal konnte an diesem Abend nicht weiter vordringen. Als er eins der Zimmer durchschritt, begegnete er Sir John.

„Hören Sie, Challoner, ich muß Ihnen was sagen," damit zog er den Angeredeten in eine Ecke. „Ich habe nun einen Anfang mit Ihrer Tochter gemacht."

„Faktisch? Was haben Sie gesagt?"

„Nun, sie war sehr liebenswürdig, und ich erzählte ihr von allen meinen Plänen, und bei Gott! so freundlich habe ich sie noch nie gegen mich gesehen! Da kam ich auf den unglücklichen Einfall, mich bei ihr entschuldigen zu wollen, indem ich sagte, Sie hätten mich in die Geldgeschäfte hineingezogen, und Sie wären ein so gescheuter Weltmann —"

„Nun und?"

„Es schien mir absolut nicht, als hörte sie das gerne. Ich dachte, wenn ich nur die Schuld auf Sie wälzen könnte, so wäre schon alles in Ordnung — sie würde mich dann um so bereitwilliger entschuldigen, und Ihnen würde selbstver-

ständlich nichts daran liegen. Aber sie wurde ganz kalt und zurückhaltend bei der bloßen Andeutung, daß Sie nicht genau so wären wie der gewisse Eine, von König Arthur's Tafelrunde, der den heiligen Gral auffand."

„Marie hat eine sehr hohe Meinung von mir, Vidal."

„Ja, ja, aber ich will nur sagen, was für eine absurde Idee es ist, seine Kinder großzuziehen mit dem Begriff, daß man eine Art göttlichen Wesens ist. Solche Vorstellungen müssen doch eines schönen Tages zusammenbrechen, wie Sie wissen. Ich kann Ihnen versichern, daß ich von meinem Vater mir in meinem Leben keine solche Idee gemacht habe, obgleich er in seiner Art der beste Mann war. Immerhin, Challoner, hätten Sie mir vorher einen Wink geben sollen, daß ich mir Sie als einen Bayard von Whitehall und einen Fenelon aus der Lombard-Street denken sollte, und ich hätte mein Mögliches gethan, mich in den Wahn zu versetzen."

„Sie verstehen die Frauen noch nicht," erwiederte Sir John mit seinem ruhigen Lächeln. „Die Frauen studiert man noch nicht, wenn man bei Tischgesellschaften neben ihnen sitzt oder im Gedränge

mit ihnen walzt — oder indem man die Streitigkeiten eifersüchtiger Schauspielerinnen schlichtet, Vidal."

„Ich wünschte wohl, ich verstände ihre Tochter ein bischen besser. Sie ist das einzige Weib unter meinen Bekannten, das werth ist, verstanden zu werden."

„Sie müssen ihr ihre ländliche Erziehung zu gute halten," sagte Sir John mit einem möglichst leisen Hauch von Sarkasmus im Ton. „Sie begegnen solchen Mädchen freilich nicht oft. Aber in jedem Fall sollten Sie wissen, daß Frauen immer die Dinge nicht so sehen wollen, wie sie sind, sondern so, wie es ihnen bequem ist. Selbst wenn eine Frau im Innersten ihres Herzens wüßte, daß jemand — in gewissen Fällen ihr Vater, wenn Sie wollen — keine ideale Persönlichkeit ist, so würde sie es doch immer vorziehen, ihn sich so vorgestellt zu sehen, als ob er's wäre."

„Ich nehme an, daß das richtig ist, Challoner. Jedenfalls ist's ein Rath, nach dem ich in Zukunft handeln werde. Aber gütiger Himmel! wie kann man auch denken, daß ein kluges geistvolles Mädchen

unserer Tage solche Ideen über ihren Vater haben kann!"

„Es ist absurd," sagte Sir John und lächelte in seiner eigenthümlichen Manier; „aber es sind ja bloße Kinder, wie Sie wissen, Vidal. Männer von Verstand wie Sie und ich müssen uns in ihre allerliebsten, kleinen Launen schicken."

„Ich hoffe nur, daß ich nicht die ganze Geschichte verdorben habe."

„Ach nein; es wird wohl nicht ganz unverbesserlich sein. Ich werde mein Bestes thun, mich selbst und dadurch auch Sie wieder zu Ehren zu bringen."

So trennten sie sich für jetzt.

15. Kapitel.

Hypatia daheim.

Sybil Jansen wohnte in einer stillen Straße, die sich von einer ansehnlichen Durchfahrt im Westcentrum London's abzweigte. Die Gebäude darin waren geräumige Herrenhäuser, die früher von vornehmen Leuten bewohnt worden, aber stufenweise in der Welt heruntergekommen waren. Professor Huxley hat in einem seiner Vorträge das Bedauern ausgesprochen, daß wir in unserer Gesellschaft Hand in Hand mit den Arrangements, die verdiente und begabte Personen aus der Niedrigkeit emporsteigen lassen, nicht auch irgend einen Mechanismus haben, der Verdienstlose oder Unbegabte aus der Höhe ganz ordnungsgemäß hinabsteigen ließe. Es ist schade, daß man dem Mangel noch nicht abgeholfen hat, wenn auch nur, damit wir periodisch das erbauliche Schauspiel hätten, die Würdigen und Unwürdigen an einander vorbei-

passiren zu sehen, wie in einem hinauf- und in einem hinabgleitenden Schöpfeimer. Ein ähnlicher Prozeß ist indessen doch an unsern Straßen und Häusern zu verfolgen. Dort kann auch der oberflächlichste Beobachter das Hinuntersinken in der sozialen Wage bemerken. Das Haus sinkt in der Straße; dann sinkt die Straße im Stadtviertel; darauf sinkt das Stadtviertel in der Stadt. Nur fällt es einem schwer, die Moral herauszufinden. Mit welchen Sünden hatte es das Haus, die Straße, das Stadtviertel, worin Miß Sybil Jansen wohnte, verdient, an sozialem Rang herunterzugehen — mit welchen Tugenden erwarb sich South Kensington einen Anspruch darauf, hinaufzugehen?

Die Erdgeschosse der meisten Häuser in dieser Straße wurden von Sachwaltern, Doktoren oder Zahnkünstlern bewohnt. Die oberen Räumlichkeiten waren meist an Familien vermiethet. So erhielten die Häuser noch eine Art würdevollen Ansehens aufrecht, weil sie theils Bureaux und möblierte Zimmer enthielten, theils eine bessere Art von Miethswohnungen. Eine große Anzahl von Künstlern logierte in diesem Viertel. Der Vorübergehende begegnete gelegentlich einer braunwangigen Römerin

mit goldenen Ohrringen und schneeweißen Chemisettes, mit den feinsten Formen und dem herrlichsten Gange, die den emporstrebenden Zeichenstiften der Gegend als Modell zu den Bäuerinnen der Campagna gedient hatte. Nicht weit davon war das Britische Museum, dem an jedem Nachmittag um vier Uhr eine Fluth von Lesern und Studenten beiderlei Geschlechts entströmte, beide ziemlich achtlos in ihrer Kleidung und beide meist etwas wunderliche Erscheinungen. Indeß waren nicht alle achtlos in der Kleidung oder wunderliche Erscheinungen; denn auch Miß Sybil Jansen las in dem Museum, und ihr hübsches Gesicht, ihre schlanke Gestalt, ihre künstlerische Kleidung waren die Bewunderung so manches Studenten des einen Geschlechts und der Neid so manches selbst unter den gelehrtesten des andern Geschlechts.

Im Britischen Museum war's, wo die in Mrs. Seagraves Salon eingefädelte Bekanntschaft zwischen Sybil Jansen und Christmas zu einer Art Freundschaft reifte — wenigstens von seiner Seite. Miß Jansen hatte es unternommen, die Welt zu erneuern auf der Basis freier Ansichten und der Gleichheit der Geschlechter. Sie hatte einen Aus-

spruch George Eliot's fest in ihr Herz geschlossen und wiederholte ihn sich immer wieder, daß nämlich, wenn man irgend jemand etwas Gutes thun könne, jegliche Frage nach dem Geschlecht der betreffenden Person vollkommen zwecklos sei. Miß Jansen sagte sich in der vollsten und reinsten Aufrichtigkeit, daß, wo es sich um Freundschaft, Wohlthätigkeit oder eine gute Sache handele, die Frage des Geschlechts gar nicht zur Sache gehöre. Wenn die Frage nicht wirklich zwecklos wurde in dem Moment, wo ihre Zwecklosigkeit philosophisch proklamiert wurde, so konnte Miß Jansen nicht dafür. Weit anspruchsvollere und wichtigere Vorstellungen der Philosophie gründeten sich auf dem Grundsatz, Dinge zwecklos zu nennen, die doch dann und wann beweisen, daß sie in unserm Leben einen großen Zweck haben, oft einen sehr traurigen und umwandelbaren. Dieser Grundsatz Miß Jansen's wird hier nur erwähnt, um die Bereitwilligkeit zu erklären, womit die junge Hypatia einen Freundschaftsbund mit unserm Helden schloß und oft den Weg vom Britischen Museum nach ihrem Hause in seiner Begleitung zurücklegte. Sybil dachte an nichts Böses, so wenig wie unser gedankenvoller Jüngling von der um-

düsterten Stirn. Er war einsam, und ihre offene Freundschaft that ihm wohl. Es gab unter ihnen mancherlei Sympathisches. Er war jetzt ein wenig mit der Welt zerfallen, sie schien es auch. Ihm war manches verkehrt gegangen, und ihr schien das ganze Weltsystem aus den Fugen zu gehen. Er war unglücklich, und Sybil Jansen war sicher nicht glücklich.

Oft hatte sie ihn aufgefordert, ein paar Stunden des Abends bei ihr und ihrer Mutter zuzubringen, und er war auch willens, die Einladung einmal anzunehmen. Er war einige Male mit ihr in ihre Wohnung getreten, und die Aufnahme, die er dort gefunden, hatte ihm in seiner kindlichen Auffassungsweise recht gut gefallen. Jetzt hatte er sie seit vielen Tagen nicht gesehen (so sehr irrte sich Sir John Challoner mit seiner Annahme) und hatte auch in seinen Arbeiten und seinem Umherstürzen kaum an sie gedacht. „Sie sind freundlich gegen mich," dachte er, und selbst in seinen Gedanken behandelte er sie als eine Mehrheit, „ich denke auch wohl, daß sie mich gern sehen würden — daran liegt sonst keinem Menschen in London etwas, soviel ich weiß." In dieser Stimmung

machte er sich auf den Weg — es war ein ziemlich langer Weg — nach der Straße, worin Miß Jansen wohnte. Er sah Licht durch die Fenster, und die ältliche Frau, die die Thür öffnete und dafür sorgte, daß die Wohnungen und Bureaux in gutem Stand blieben, sagte ihm, sie glaubte, daß Mrs. und Miß Jansen zu Hause seien, er möge nur hinaufsteigen.

So fand unser Jüngling seinen Weg eine breite und sehr schwach erleuchtete Treppe hinauf bis zu dem Flur, auf dem die Jansen's wohnten. Er war schon früher in Miß Sybil's Gesellschaft hier gewesen, wenn er sie nämlich nach Hause eskortiert hatte — oder vielmehr mit ihr gegangen war, denn sie brauchte keine Eskorte. Bei dieser Gelegenheit war er ein paarmal mit hinaufgestiegen und ihrer Mutter vorgestellt worden. Er hatte aus Miß Jansen's Gespräch erfahren oder entnommen, daß sie von einem sehr kleinen Vermögen lebten, welches ihrer Mutter noch geblieben war, und zu dem Sybil dadurch beisteuerte, daß sie für Zeitschriften übersetzte oder eigene Artikel schrieb und Vorträge hielt. Miß Jansen glaubte oder träumte unter anderm, daß, wenn erst die Frauen Stimmrecht

erhielten, sie auch im Stande sein würden, für ihre literarischen und sonstigen Arbeiten dieselben Lohnsätze zu erzielen wie die Männer. Christmas hatte es milde versucht, diese Hoffnung in Frage zu stellen, hatte aber nur geringen Erfolg damit. Indem er jetzt die halberleuchtete Treppe hinanstieg, dachte er, daß man sich über Sybil's Träume doch kaum wundern könne, und daß es grausam wäre, ihr das Vergnügen der Hoffnung zu entziehen.

Er klopfte an ihre Thür, und ein Mädchen sagte ihm, die Damen wären zu Hause. Sie führte ihn durch einen schmalen Gang an die Thür eines dunklen Zimmers, strich ein Schwefelholz an und zündete eine Lampe in dem Zimmer an, ließ ihn hinein, fragte nach seinem Namen, ohne aber zu warten, bis er seine Karte abgab, und verschwand dann, augenscheinlich nicht wenig betroffen.

Christmas sah sich ein paar Minuten hindurch darauf angewiesen, sich selbst zu beschäftigen. Er sah die Bücher und Papiere an, die auf dem Tische lagen. Das Wort „Schnitzelbuch" das in goldenen Lettern eins der Bücher schmückte, zog seine Aufmerksamkeit auf sich, und er wunderte sich, wie eine junge Dame von Miß Jansen's kraftvollem Geistes-

schwung sich in einer so trivialen, weibischen Kompilation gefallen konnte. Er öffnete das Buch und fand, daß es weiter nichts enthielt als eine Sammlung von Zeitungsausschnitten, die auf Miß Sybil Jansens Vorträge und Reden Bezug hatten.

Diese armselige kleine Sammlung von Kritiken flößte dem Beschauer ein wehmüthiges Interesse ein. Kein Journal, dessen Namen Christmas je vorher gehört, hatte die junge Hypatia mit einer Notiz beehrt. Aber die „Peckham Chronicle" verglich sie mit Corinna; die „Deptford and Isle of Dogs Gazette" wurde durch sie an Sappho erinnert; der „Woman's Champion" erklärte sie zur Priesterin eines neuen Evangeliums. Von dieser Art waren seiten- und ellenlange Proben da, mit skrupulöser Akkuratesse ausgeschnitten, und so sorgfältig aufbewahrt, als wären es Kunstwerke. Ein Gefühl von Mitleiden stieg in Christmas' Gemüth auf, als er dachte, wie das arme Mädchen ihr Herz mit dieser Kost zu nähren suchte und glaubte, die Stimme der „Deptford und Isle of Dogs Gazette" sei Ruhm. Der Ruhm selbst ist, wie weise Männer sagen, ein Weihrauch, von dem sich nur gottgleiche Herzen nähren können, ohne die Auszehrung zu bekommen — nun stelle

man sich einen erdichteten Ruhm vor, die traurigste Wiederspiegelung von Seifenschaum in einem zersprungenen Glase!

Während Christmas über diese Dinge nachdachte, trat die junge Hypatia in's Zimmer. Sie war anmuthig und einfach gekleidet, wie es ihre Gewohnheit war — in schwarzer Seide, fußrecht und bis hoch zum Halse hinauf. Sie sah sehr blaß und sehr schön aus und erweckte unserm Christmas in dem matterhellten Zimmer die Vorstellung, daß sie nur aus Augen bestehe. Sie betrat das Gemach in der zweifelnden Weise eines, der einen Fremden zu finden erwartet; als sie aber Pembroke erkannte, wogte förmlich der Ausdruck des Willkommens über ihr Antlitz.

„Mr. Pembroke! Nun, das ist freundlich von Ihnen, und es freut mich so, Sie zu sehen!" in ihrer energischen Weise hob sie dieses und jenes kleine Wörtchen nachdrücklich hervor. „Aber ich hatte keine Ahnung davon, daß Sie es waren. Unser neues Mädchen verstümmelte Ihren Namen. Mama wird sich so freuen, Sie zu sehen."

„Ich habe mir seit lange das Vergnügen ver-

sprochen, Sie zu besuchen, Miß Jansen; aber in der letzten Zeit war ich oft verreist."

„Sie kommen gerade recht zum Thee. Ich sehe, daß Sie meine Notizen untersucht haben. Ich hätte das Buch nicht herauslassen sollen."

„War es unrecht, daß ich darin las? Ich hoffe doch nicht?"

„O nein, das will ich nicht sagen. Aber die Männer sagen immer, wir Frauen seien eitel. Es ist aber keine Eitelkeit, Mr. Pembroke, wenigstens nicht in meinem Fall. Ich bin nicht eitel, aber die Sache, die ich vertrete, liegt mir am Herzen, und jeder Lobspruch, der mir ertheilt wird, muß der Sache dienen. So haben Sie also einige der Notizen gelesen? Manche sind doch sehr gut, finden Sie nicht? Es wundert mich, ob Sie zufällig gelesen haben, was die „Trumpet of Putney" sagt. Werden Sie mich eitel nennen, wenn ich es Ihnen zeige und Sie bitte, einen Blick darauf zu werfen?"

Mit ihren nervös zitternden Händen nahm sie ihm das Buch ab und warf die Blätter herum, bis sie den gesuchten Artikel der „Trumpet of Putney" fand. Christmas entfiel das Herz, als er ihn überflog. Es war die enthusiastische Rhapsodie eines

Vorstadtreporters, geschrieben in einem Englisch, wie es bei dem Preis von einem Penny pro Zeile geliefert wird, kein Wort mit weniger als drei Silben, die Adjective regelmäßig ungenau angewendet. Es nannte Miß Jansen's Talente „transcendal," und sagte, daß ihre Stimme ebenso „musikalisch" als „machthabend" sei. Und dennoch konnte dies Mädchen von vieler Begabung und bedeutender Bildung es bewundern, darüber entzückt sein.

„Als ich das zum ersten Mal las," sagte sie, „weinte ich vor Freude. Sie denken vielleicht, es ist zuviel Lob; aber ich begrüßte es als ein Zeichen, daß die Männer endlich anfangen, den Frauen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich weiß, Sie fühlen nicht mit uns, und das thut mir sehr leid, ich verstehe auch nicht, wie Sie das können. Die großmüthige Anlage Ihres Wesens sollte Sie zu uns führen."

„Ich habe die Frage nicht studiert, Miß Jansen, rechnen Sie mich daher für neutral."

„Nein, Sie können nicht neutral sein. Sie müssen sich erklären — entweder für das Recht oder für das Unrecht, für die Wahrheit oder die Lüge. Nein, nein, Sie stehen unter einem Einfluß, — unter

dem Einfluß irgend einer Frau, die Ihnen einredet, wir seien unweiblich. O, wie wir unter diesen kalten Gesellschaftswesen leiden — diesen Verrätherinnen ihrer eigenen Sache!"

Miß Sybil's Augen funkelten, ihre Brust hob sich schwer, ihre schmalen Fingerchen schlossen sich wie um den Griff einer Waffe, mit der sie die Herzen ihrer verrätherischen Schwestern durchbohren könnte.

„Kommen Sie," sagte sie, plötzlich ihren Ton verändernd, und nahm oder vielmehr riß das Buch der Kritiken aus Pembroke's Hand. „Sie bekümmern sich um diese Dinge nicht, ich weiß es, und ich bearbeite Sie ganz nutzlos. Es liegt mir nichts daran, Ihnen langweilig und unausstehlich zu werden, Mr. Pembroke; aber wenn Sie nur wüßten, wieviel mir diese Dinge im Kopfe herumgehen! Kommen Sie in das andere Zimmer; Mama wird entzückt sein, Sie zu sehen. Sie ist Ihnen so zugethan, und wir trinken zusammen Thee."

Ihre Stimme klang anmuthig in Christmas' Ohr. Es freute ihn, an einem Orte zu sein, wo er wußte, er war willkommen. Auch hatte er eine mitleidsvolle Freundschaft für die arme, junge, ein=

same Sybil mit ihren nichtigen Bestrebungen, ihren unfruchtbaren Ehrgeiz und ihrer krankhaften Empfänglichkeit. Niemals vorher hatte er jemanden gesehen, dem es so schrecklicher Ernst war.

Sybil führte ihn durch den kleinen Gang in ein Zimmer, wo ihre Mutter und sie in der Regel ihre Abende zubrachten. Es war ein großes, altmodisches Zimmer, sehr sauber gehalten und in einem Stil möblirt, der einem scharfen Beobachter eine ziemlich pathetische Geschichte erzählt hätte. Da sah man z. B. ein superbes, aus der Mode gekommenes Piano und ein schönes Ebenholztischchen, aber auch aus der Mode gekommen; auch sah man zwei bis drei schöne Porträts in Oel, die von einer geschickten Hand gefertigt worden und zu ihrer Zeit kostspielig gewesen waren. Aber der Teppich war von der modernsten und billigsten Art, die Stühle deuteten in nicht mißzuverstehender Weise auf einen Ankauf aus zweiter Hand, vielleicht aus einem Trödelladen; der Spiegel über dem Kamin hatte ohne Zweifel auf einer Auction geprangt, und die kleine Stutzuhr war augenscheinlich ähnlichen Ursprungs. Dieselbe Verschiedenheit war in den Büchern. Es fanden sich zwei, vielleicht drei sehr

schöne, werthvolle alte Ausgaben, und es fanden sich daneben sehr viele der allerbilligsten modernen Abdrücke mit ihrem dünnen Papier und ihren kleinen abgenutzten Typen. Alles trug den Stempel scrupulöser Nettigkeit und eines verfeinerten Geschmacks. Die Geschichte erzählte sich selbst. Die Jansens hatten einstens Geld gehabt und waren jetzt arm.

Mrs. Jansen war eine schwächliche, angegriffene Frau mit einer etwas verblichenen, altfränkischen Eleganz, wie nur einer haben kann, der, seit langer Zeit von der Gesellschaft entfernt, mit den Manieren der Jetztzeit nicht mitkommen kann. Sie war mit weit größerem Streben nach Eleganz gekleidet als ihre Tochter, und bei trübem Licht oder für nicht sehr scharfe Augen hätte ihr Anzug für ein modernes Gesellschaftskostüm gelten können. Sie begrüßte Christmas mit einem herzlichen Willkommen und einem gütigen Lächeln. Ihr würde es sehr lieb gewesen sein, die Eintönigkeit ihres Lebens gelegentlich durch den Besuch eines intelligenten, angenehmen jungen Mannes unterbrochen zu sehen, und wenn sie tief auf dem Grunde ihres mütterlichen Busens einen schwachen, umbestimmten Gedanken ihres Kindes wegen hatte, wer will sie darum tadeln?

„Haben Sie sich denn schon Mama's Porträt angesehen?" fragte Sybil und hielt die Lampe in die Höhe, damit er die Malerei sehen könne. „Westwood hat es gemalt — er war ein Akademiker, wie Sie wissen." (Christmas wußte es nun zwar nicht, war aber gern bereit, es zu glauben.) „Ist es nicht von wunderbarer Aehnlichkeit?"

Christmas sah das Porträt einer schlanken, sanften, hübschen Frau in einem Federhut und einem Kleide, dessen Machart in seinen Erinnerungen an weibliche Kleidung nicht vorkam. Alles, was er darüber wußte, war, daß es hätte eine von den Schönheiten der berühmten Miß Gunning oder von den Sir Joshua's sein können. Ihm schien es nur wenig zu haben, das selbst die Erinnerung oder die Phantasie hätte vereinigen können mit der erschöpften, vorzeitig gealterten Frau, die neben dem Kamin saß, auf dem ein kleiner Messingkessel stand. Aber er rühmte das Gemälde herzlich, wenn er auch die Frage der Aehnlichkeit umging, denn er war ein schrecklich aufrichtiger und wahrhaftiger junger Mann.

„Ich sehe, daß Sie es nicht für so besonders getroffen halten," sagte Sybil in enttäuschtem Tone. „Ich weiß genau, wie Mr. Pembroke es macht,

Mama. Niemals kann man ihn dazu bringen, etwas zu sagen, was er nicht glaubt — er wird einem nie ein Kompliment machen. Ach, wenn die Männer alle so treu und ehrlich wären!" Und doch schien es, als ob Sybil dann und wann ein Kompliment oder auch ein paar ganz gut vertragen könne.

„Liebes Kind, wie könnte Mr. Pembroke hierin irgend eine Aehnlichkeit mit mir finden, so wie ich jetzt bin? Du vergißt die Anzahl der Jahre und die Veränderungen, die ich erlitten habe. Ich war erst in Sybils Alter, als dies gemalt wurde, Mr. Pembroke. Ich hatte mich erst eben verheirathet. Damals war es mir ähnlich, glaube ich, sehr ähnlich. Ich bin jetzt alt genug, um es ohne Ziererei sagen zu können."

„Mir scheint es nun wunderbar ähnlich," sagte Sybil ihre Lampe emporhaltend und das Gemälde liebevoll betrachtend. „Ich kann gar keine Veränderung sehen. Meine früheste Erinnerung von Dir ist genau ebenso, nur nicht dieselbe Robe. Ich kann nun einmal keine Veränderung bemerken."

„Ein Gutes giebt es in gemeinsam durchlebten Trübsalen," sagte die alternde Dame, „das nämlich,

daß es Sympathie und Liebe lebendig erhält, wie andere Leute es wohl nicht erfahren. Sybil ist mir Alles, Mr. Pembroke, und ich schmeichle mir, daß ich ihr auch recht viel bin. Sybil, mein Kind, willst Du den Thee machen?"

Sybil bewegte sich sehr anmuthig und reizend bei diesem Geschäft, und Pembroke beobachtete sie mit Theilnahme.

Sie goß etwas heißes Wasser in die Theekanne, sie zu wärmen, goß das dann aus, schüttete Thee hinein, nachdem sie inwendig einen Moment berechnet hatte, um wieviel sie ihre gewöhnliche Quantität wegen der Anwesenheit des Besuches vergrößern müßte; darauf goß sie Wasser auf den Thee und ließ ihn dann ziehen. Bei ihrem Umherwirthschaften konnte er es nicht vermeiden, dann und wann zu bemerken, daß sie einen sehr hübschen, weißen Arm hatte, durfte sogar auf ihren bronceledernen Hausschuh einen Blick werfen, ihren sehr zierlichen Knöchel und ihren scharlachrothen Strumpf. Eine instinktive Höflichkeit ließ ihn vorzüglich mit der älteren Dame sprechen; aber das hinderte ihn nicht, die Bewegungen der jüngeren zu verfolgen.

Es fiel ihm ein, daß er mehr als einmal die

junge Hypatia hatte schelten und kritisiren hören, weil sie die Geselligkeit verachte, überallhin ohne Eskorte gehe, unabhängig und für sich lebte — „als ob sie ein junger Mann wäre und nicht ein junges Mädchen," wie der eine Censor bemerkt hatte. Es war richtig, daß Sybil ihre Gänge allein abmachte, auch allein nach Hause zurückkehrte; aber Christmas dachte, jeder, der ihr stilles Daheim und ihre Aufmerksamkeit gegen ihre Mutter sähe, dürfte doch wohl manchen ihrer selbstständigen Schritte entschuldigen und ihrem Thun wenigstens die beste Auslegung geben.

In ihrem häuslichen Handtieren mußte Sybil einmal das Zimmer verlassen. Da sagte die ältere Dame, als wenn sie Christmas' Gedanken verfolgt hätte:

„Meine Sybil führt ein seltsames Leben, Mr. Pembroke, wenigstens was man in meinen jüngeren Tagen ein seltsames Leben genannt hätte. Ich lege ihr nichts in den Weg, rathe ihr auch nicht ab, denn mir ist sie eine außerordentlich gehorsame Tochter gewesen, und ihr Leben war ein schwer geprüftes. Ich ermuthige sie selbst dazu, allein fortzugehen, denn wie sollte sie sonst gehen? Und bliebe

sie immer in diesen vier Wänden, so würde sie vor Kummer vergehen."

„Niemand hat ein Recht, über ihr Benehmen zu klagen, wenn Sie es billigen," sagte Christmas mit Wärme, vergaß aber dabei, daß es vielleicht nicht das Weiseste war, der Mutter zu sagen, daß die Leute darüber klagten.

„Ja, ich glaube, daß die Leute manches an ihr auszusetzen finden," sagte sie, „und an mir auch. Aber eine große Menge Menschen — Sie können sich gar nicht denken, wie viele — loben sie und sagen, sie habe eine Pflicht zu erfüllen. Und sie ist wirklich eine sehr gute Rednerin, alle sagen's, und ich bin froh, daß sie sich an eine öffentliche Sache hängt; denn so geht sie umher und spricht und wird gerühmt, und es macht sie glücklich; wenn sie aber nicht dächte, etwas Gutes zu stiften, so würde sie mich niemals verlassen wollen. Was wäre das aber für ein Leben für so ein junges Mädchen? Es ist bei ihr keine Eitelkeit; sie ist nicht im geringsten eitel, ich versichere es Ihnen."

Christmas war tief gerührt von dieser unverkennbaren Liebe zwischen Mutter und Tochter. Das Mädchen sah in dem brillanten Porträt noch eine

Aehnlichkeit mit der abgelebten, ältlichen Frau, und die Mutter entdeckte nicht die kleinen Züge ungezügelter Eitelkeit in der Tochter, die faktisch jedem Fremden in die Augen fielen.

„Und dann,“ fuhr Mrs. Jansen mit einiger Energie in ihrer sonst matten Weise fort, „wenn Sybil sich für die Rechte und die Undrückung der Frauen erwärmt, so haben wir beide, sie und ich, auch viel von einem Mann erlitten. Wir sind grausam behandelt worden. Warum ist dies Kind arm und muß in seiner Jugend so hart arbeiten? Um eines herzlosen Mannes willen. Ich bin nicht Wittwe, Mr. Pembroke, obgleich sie es wahrscheinlich gedacht haben. Mein Mann, Sybil's Vater, lebt noch und —“

Sie hatte sich in ihrem Stuhl nach vornüber gelehnt und sprach im Tone eines tiefen, hervorbrechenden Zornes. Sybil aber trat ein, und Mrs. Jansen lehnte sich ruhig wieder hintenüber.

„Sybil, mein Kind,“ sagte sie, „ich weiß nicht, ob nicht Mr. Pembroke gern etwas kalten Braten zu seinem Thee hätte. Vielleicht hat er zeitig oder noch gar nicht zu Mittag gegessen. Junge Herren sind, wie ich weiß, sehr geneigt, leichtsinnig zu sein.“

Mrs. Jansen gehörte der Zeit an, wo die Gastronomie noch nicht zum speziellen Glanzpunkt in der Erziehung jedes jungen Mannes geworden war, und wo man die jungen Männer noch junge Herren nannte.

„Ich hoffe, er wird ihn nicht verschmähen," sagte Sybil, „denn ich habe noch kein Mittagbrot gehabt und möchte etwas kalten Braten selbst gern essen."

Christmas war viel zu gutmüthig, um nicht auf der Stelle zu erklären, daß er nicht zu Mittag gegessen habe und etwas kalten Braten allem Andern vorziehen würde. Der arme Jüngling! es war wahr genug, daß er nichts zu Mittag gegessen hatte; aber es war auch wahr, daß er bisher noch nicht daran gedacht hatte und erst jetzt anfing, Hunger zu verspüren. Sybil verließ wieder das Zimmer.

Sogleich nahm Mrs. Jansen ihre Geschichte wieder auf.

„Wenige Frauen haben mehr von einem schlechten, selbstsüchtigen Mann gelitten, als ich es habe, Mr. Pembroke — Sybil ausgenommen, denn wie auch ihr Vater auf den Gedanken gekommen sei, er habe ein Recht, mich zu plagen, so hatte er doch keinerlei Recht, dies unschuldige Kind zu ver-

lassen. Wollten Sie mich fragen, warum ich Ihnen das erzähle?"

Das war eine peinliche Frage; aber unserm Christmas trat eine Antwort auf die Lippen, die zugleich aufrichtig und besänftigend war.

„Nein, Mrs. Jansen, das wollte ich Sie nicht fragen. Ich nehme an, daß Sie mir das erzählen, weil Sie mich Ihres Vertrauens für würdiger halten als den ersten besten zufälligen Bekannten."

„Theilweise ist das mein Beweggrund, theilweise aber auch das, daß ich Sie gern wissen ließe, wie die arme Sybil, wenn sie auffällig ernst die Rechte der Frauen betont, dies thut, weil sie mehr als die Mehrzahl der andern Menschenkinder gesehen hat, wie die Frauen unterdrückt werden. — Danke schön, liebe Sybil. Werden wir auch etwas Toast haben?"

Sybil ging daran, die Toastschnitte zu bereiten, und Christmas bot ihr seine Unterstützung an, gelangte auch wirklich mit Hülfe einiger informirender Winke dahin, ihr von Nutzen sein zu können. Als Belohnung für diesen Unterricht in der Kunst, Toastschnitte zu bereiten, unterrichtete er sie über die chinesische und japanesische Art der Theebereitung,

was mit Interesse aufgenommen wurde. Niemand konnte leichter und ungenierter bei dem Allen verfahren als diese Mutter und diese Tochter. Es war klar, daß sie alle solche leichteren Arbeiten, wie der Theetisch sie erforderte, selbst verrichteten und dem Mädchen nur die schwerere Hausarbeit überließen. Sie erschienen in keinem Zuge anders als vollkommen wohlerzogene Damen, wenn sie so beschäftigt waren. Christmas konnte kaum die ungestüme, aufgeregte kleine Prophetin von der Rednertribüne in dem liebevollen, freundlichen Mädchen wiedererkennen, das in seinen bescheidenen Zimmern umherwirthschaftete, den Thee machte, das Geschirr hinstellte und so weiblich und herzgewinnend war.

Nach dem Thee sang Christmas, der eine gute Baritonstimme hatte und etwas von der Musik verstand, zu Sybil's Begleitung verschiedene Lieder, bemühte sich auch, ohne Sybil's Begleitung, den Damen eine Idee zu verschaffen von Gesang und Musik der Japanesen. Dann besichtigten sie Photographien, hielten die Frauenfrage aus dem Spiele und waren sehr vergnügt. Einige Male wurde Christmas daran erinnert, daß er sich unter dem Dache einer Agitatorin oder einer mit einer Mission

betrauten Frau befand, wenn nämlich eine Anzahl Briefe an Sybil eintrafen, worauf diese um Entschuldigung bat, die Couverts aufriß und fand, daß sie Einladungen zu Meetings und Vorträgen enthielten, Fragen, die sie beantworten sollte, und was derartige kleine Anstürmungen mehr sind gegen die Ruhe derjenigen, die dem Publikum dienen wollen. Ein- oder zweimal bat Sybil, sie zu entschuldigen, und ging in das Nebenzimmer, um diesen und jenen Brief zu beantworten, der keinen Aufschub duldete.

„Noch ein Wort, Mr. Pembroke," sagte die Mutter während Sybil's Abwesenheit, kehrte aber nur mit zitternden Lippen zu dem schmerzlichen Gegenstande zurück. „Es ist noch ein Grund vorhanden, aus dem ich Ihnen von unserm Unglück erzählt habe. Ich weiß sehr wohl, was für eine Wolke in diesem Lande über einer Frau hängt, die, aus welcher Ursache auch, von ihrem Manne geschieden ist. Ich weiß, daß, auch wenn sie so schuldlos wäre wie ein Engel, es immer Leute giebt, die Mißtrauen gegen sie haben und sich vor ihr scheuen. Ich vermeide das, denn ich scheue mich vor ihnen. Da sie aber gütig genug sind, uns zu besuchen, so halte ich es für recht, daß Sie

wissen, ich empfange niemanden unter falschen Vorspiegelungen. Nun wissen Sie, was ich Ihnen zu sagen hatte, und ich werde Sie mit dem Gegenstand nicht mehr belästigen."

Das war in der That der Hauptgrund von Mrs. Jansen's Vertrauen. Sie hatte in ihrer Verstoßung und Verlassenheit eine stolze Unabhängigkeit erworben, und wenn sie, die arme Frau, einen schwachen, fernen Gedanken hatte, daß möglicherweise Christmas und ihre Tochter einander liebgewinnen könnten, so war sie doch ganz entschlossen, daß er von Anbeginn wissen sollte, welche Wolke, wie sie es nannte, über ihnen hing.

Sybil trat wieder in's Zimmer mit einigen Briefen, die sie geschrieben hatte und Christmas bot ihr an, sie auf seinem Wege mit nach der Post zu nehmen.

„Wenn es Ihnen nicht zuwider ist," sagte Miß Sybil, „sich zum Werkzeug einer solchen Sache wie die unsere zu machen — denn das muß ich Ihnen ankündigen, es handelt sich um unsere Sache und um Vorträge, die ich halten soll."

„Aber ich habe wirklich kaum irgend eine Ansicht darüber —"

„O doch, doch! Ich bin sicher, daß Sie eine haben.“

„Meine liebe Sybil, Mr. Pembroke sagt, er hat keine.“

„Er sagt es nur mit Einschränkung und aus Gutmüthigkeit. Der Einfluß, den ich am meisten fürchte, ist nicht die Opposition der Männer, sondern die Opposition der Frauen durch die Männer. Ich fürchte, Mr. Pembroke drückt nur die Ansichten eines gedankenlosen und glücklichen Weibes aus — gedankenlos, weil es glücklich ist und nicht einsieht, wie sehr verschieden das Loos Anderer sein mag — und zwar tausend und aber tausend Anderer. Das ist der Einfluß, den ich fürchte.“

Miß Sybil wurde wieder ernst, eifrig und rhetorisch. Christmas konnte nicht begreifen, warum sie ihm zur Last legte, seinen Ton von einer Frau entlehnt zu haben.

„Ich versichere Ihnen, Miß Jansen,“ sagte er fast so ernst, wie sie selbst gesprochen hatte, „ich glaube nicht, daß ich je mit irgend einer Frau ein Wort über den Gegenstand gesprochen habe, außer mit Ihnen selbst — ach ja, mit Ausnahme von Mrs. Seagraves, die ganz auf ihrer Seite ist.“

„Was für eine liebe gutherzige Frau! so großmüthig und ungezwungen! Ich bin ihr zugethan. Ich weiß, daß manche Leute sie für geziert und lächerlich halten — was kümmert mich das! O ja, sie ist für uns. Aber ich denke, ihre Freundin, Miß Challoner, ist gegen uns."

Das Blut stürzte in Pembrokes Gesicht; er fühlte sich roth und heiß; er konnte seine Bewegung nicht völlig bemeistern.

„Ich weiß nicht, was Miß Challoner's Ansichten über den Gegenstand sind," sagte er und versuchte, ruhig zu sprechen. „Ich denke nicht, daß sie mir jemals etwas darüber gesagt hat. Immerhin will ich Ihnen aber die Briefe nach der Post befördern, wenn Sie es mir erlauben. Vielleicht bekehrt mich schon der Umstand, daß ich sie in der Hand trage, zu Ihrer Ansicht."

Sybil selbst leuchtete ihm bis an die Thür, als er ging. Ihre schmächtige weiße Hand fühlte sich, da sie sie in die seine legte, kalt und zitternd an.

Christmas verließ das Haus voll von einem Gefühl warmer Freundschaft und Sympathie für die Frau, die so gütig gegen ihn gewesen, und besonderen Mitgefühls für das Mädchen, das so

hoffnungslos ihren weichen Busen dem Herkommen entgegenstemmte. Seit langer Zeit hatte er keinen so menschlichen, freundschaftlichen Abend zugebracht. Er fühlte sich weniger verlassen, weniger einem Wilden ähnlich, und war dankbar für den kurzen Blick in ein stilles Daheim, der ihm solche Erquickung gebracht hatte.

Es war sehr spät, als er in seine Wohnung zurückkehrte, denn in der Zwischenzeit mußte er nach Kensington spazieren und in dem schweigenden Schatten von Sir John Challoner's Haus auf- und abschreiten und so umher schlendern und warten, bis er faktisch eine Kutsche herankommen und Sir John seiner Tochter heraushelfen sah. Und dann, aber noch nicht gleich, verließ Christmas seinen Versteck in einem nahen Thorweg, zündete sich eine Cigarre an und ging seines Weges. —

Nachdem er Mrs. Jansen's Zimmer verlassen hatte, kehrte Miß Sybil nicht sofort zu ihrer Mutter zurück. Ein paar Minuten später erst trat sie schweigend wieder ein.

„Was für ein ganz reizender junger Mann!" sagte Mrs. Jansen. „Ich bin ihm sehr gut. Er hat ein so sonniges Lächeln, ich bin gewiß, daß er

ein gutes Herz besitzt. Jeder Mensch kann sehen, daß er nicht in London erzogen worden ist; London macht die jungen Leute so gekünstelt und geckenhaft."

Sybil sagte noch nichts.

„Du hast ihn gern, Sybil, nicht wahr?" fragte die Mutter, überrascht von ihrem Schweigen.

„O ja, Mama, ich habe ihn gern. Ich hätte aber wohl nicht von Miß Challoner anfangen sollen," setzte sie zögernd hinzu.

„Wer ist denn Miß Challoner, liebes Kind?"

„Eine Freundin von Mrs. Seagraves — wenigstens eine Bekannte von ihr — sehr schön, sehr klug und sehr reich."

„Und warum hättest Du von ihr nicht anfangen sollen?"

„Weil — er — sie — liebt."

„Mein Kind, woher weißt Du das?"

„Ich sah es an seinem Blick, als ich ihren Namen erwähnte."

Sybil setzte sich und nahm eine Arbeit zur Hand. Die Mutter sah ihr anfänglich verwundert dann bekümmert zu und dachte über die neuen

Wolken nach, die sich vielleicht an ihrem bleichen grauen Himmel erhoben.

Auf einmal sah Sybil auf.

„Sie ist so reich,“ sagte sie, „und wir sind so arm!“

16. Kapitel.

„Demetrius liebt Deine Schöne — o glückliche Schöne!“

Es war vielleicht für Christmas Pembroke ein unglücklicher Umstand, daß er den ersten Theil seiner Jugend so isolirt von den Einflüssen zugebracht hatte, die im gewöhnlichen Leben die heranreifenden Jahre eines jungen Mannes umgeben. Ein Engländer seines Alters dürfte allerdings noch keine große Leidenschaft durchgemacht haben, aber fast mit Bestimmtheit hätte er ein kleines Vorspiel einer Leidenschaft gehabt, einige Vorpostengefechte, die auf ein großes kommendes Ereigniß hindeuteten. Mit zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Jahren sind die meisten Männer durch viele Gefühlserregungen gegangen, welche zuerst echte Liebe zu sein schienen, und es dann doch nicht waren. Sie haben in die Augen dieses oder jenes Mädchens geblickt, und bildeten sich zur Stunde ein,

sie sähen den ganzen Himmel darin. Sie haben zitternde Hände gedrückt und sinnlose Worte geflüstert, die einen unaussprechlichen Sinn ausdrücken sollten. Sie haben sich glücklich und haben sich elend gefühlt — und fanden, als sie zur Besinnung kamen, daß sie weder glücklich noch elend waren. Sie sind soweit gelangt, auf diese vergangenen Bewegungen und ihre Heldinnen mit einem so milden, sanften Bedauern zurückzublicken, wie François Villon auf Bertha mit dem großen Fuße. So haben sie sich in diese Art von Bewegungen hineingelebt, und wenn ihre große Passion kommt (wir denken dabei nur an solche junge Männer, die rein und stark genug sind, um eine große Passion zu haben) so können sie dieselbe ohne Herzbrechen überstehen. Aber für Christmas Pembroke war es etwas ganz Neues und quälte ihn schrecklich. Es war, als habe er niemals ein Weib gesehen oder von der Existenz des Weibes gewußt, bis er unter Marie Challoner's Einfluß kam. So schien es, als ob seine Leidenschaft für sie sein unbereitetes Herz zerreißen sollte. —

Eine mißvergnügte Persönlichkeit hat gegen die Wege der Vorsehung die Klage vorgebracht, daß

sie immer ganz gut durchgekommen sei, bis sie sich überreden ließ, etwas zur Befestigung ihrer Gesundheit zu thun, daß aber dann alles verkehrt ging. Scheint es nicht zuweilen, als wenn alles ganz gut ginge, bis wir es uns in den Kopf setzten, daß eine erhabene moralische Pflicht uns auf irgend einen unwillkommenen Weg weise, von welchem Moment an wir alle Welt störten und verwirrten? Durch angeborene Herzensgüte, durch ein Gefühl des Rechts und durch die unausgesprochene Idee, es sei ein Etwas in ihrem Herzen, das niedergehalten, gezügelt und gestraft werden müsse, durch alles dies wurde Marie Challoner gedrungen, sich, seitdem sie ihren Vater darüber gehört hatte, gegen Christmas ganz besonders freundlich zu bezeugen. Nachdem Sir John damals in der Bibliothek mit ihr geredet, lächelte sie den armen Burschen immer so liebevoll an, gab ihm immer so gütig die Hand und plauderte mit ihm so gewinnend, daß ihm Herz und Kopf in Flammen standen. Es gab Zeiten, in denen er glaubte, sie in seine Arme nehmen und küssen zu müssen. Es gab Momente, ekstatische und todesschmerzliche Momente, in denen er dachte, wenn er es thäte, würde sie nicht so sehr böse sein. Er

lag Nächte hindurch munter und überdachte ihre Worte und Blicke bei dieser oder jener Gelegenheit und fragte sich, ob es nicht möglich wäre, daß er sich so lange über sie getäuscht habe, und daß sie doch geneigt sei, ihn zu lieben? Wäre Marie Challoner die herzloseste Kokette gewesen, so hätte sie unsern Helden nicht gründlicher peinigen und verwirren können, als sie es mit dem großmüthigen Entschluß that, seine Freundin zu sein und ihm Gutes zu erweisen. Denn in ihrem Herzen beneidete unser liebes Fräulein Unhold dies vermeintliche Liebespaar mit ihrer romantischen, uneigennützigen Liebe, und von Tag zu Tage sah sie mit trüberen, wenn auch unklaren Ahnungen einer glänzenden Heirath entgegen, in die sie sich würde schicken müssen, so gut sie konnte, um ihren eigenen Ehrgeiz zu befriedigen und den anderer Leute.

Zu einem hatte Marie sich fest entschlossen — dazu nämlich, Miß Sybil Jansen zu sehen, zu sprechen und sehr freundlich zu behandeln. Sie sagte diesen Entschluß ihrem Vater und er ging darauf ein, freilich nicht allzu entzückt über die Aussicht, sie zu einem von Mrs. Seagraves Empfangstagen führen zu sollen, in der Hoffnung,

dort Miß Jansen zu treffen. Der Sonntag kam, und Sir John mußte gehen.

„Ich werde Vidal, falls er in unserer Abwesenheit kommt, sagen lassen, daß er uns zu Mrs. Seagraves folgen soll — er geht, glaube ich, manchmal dorthin. Ihn amüsiert nun solches Wesen und Thun.“ Der Zusammenhang zwischen Sir John und Vidal bestand nur auf geschäftlichem Grunde. Für Sir John war alles Amüsement langweilig. Er konnte es nicht verstehen, daß sich jemand mehr davon auflegen konnte, als die Gesetze der Gesellschaft unumgänglich forderten. —

„Nun das ist gütig von Ihnen, Sie theuren Herzensmenschen beide,“ rief Mrs. Seagraves mit Inbrunst, als sie ihr Gesellschaftszimmer betraten, und quirlte in ihrem changeantgrünen schleppenden Seidenkleide mit eingearbeiteten blaßgelben Blumen ihnen entgegen. „Ja, ich nenne Sie beide „theure Herzensmenschen,“ Sir John auch, weil Sie mir die Ehre ihres Besuches geben. Und noch dazu Sir John, so beschäftigt — mit Finanzen und Handelsgeschichten! Ich wünschte so sehr, das Finanzwesen zu verstehen. Es muß so nett sein! Aber angreifend, wie? — ach ja, sehr, sehr an-

greifend! Das macht es so hübsch von Sir John, liebste Marie, daß er sich so von allen seinen Geschäften losreißt und mit Ihnen hierher kommt!"

„Aber des Sonntags geben wir uns doch nicht mit Finanzen und Handelsgeschäften ab, Mrs. Seagraves," warf Sir John freundlich ein.

„Nein? Das thun Sie nicht? Wie sehr hübsch von Ihnen! Ich hätte nimmermehr gedacht, daß Sie in der City und im Geschäft sich an solche Dinge bänden. Ich glaubte, nur die Frauen hielten diese Gebräuche aufrecht. Aber es freut mich, daß ich's jetzt besser weiß. Solche Dinge müßte man wissen. Und so sind Sie alle in der City solche Sabbatheiliger und so fromm? Wie merkwürdig und wie rührend, nicht? Darin liegt förmlich was Druidisches — oder vielleicht besser Puritanisches, ja ich meine etwas Puritanisches, natürlich. Früher liebte ich die Puritaner, und jetzt, ich bin ganz sicher, werde ich sie wieder lieben."

Marie überließ ihrem Vater die Pflicht der Unterhaltung und durchforschte mit den Augen das Zimmer, bis jetzt freilich ohne jemanden zu erkennen. Soweit sie nach einem oder zwei schnellen Blicken

es beurtheilen konnte, schien die Mehrzahl der Gäste in das Studium blau und weißer Teller versenkt.

„Nun, ist irgend jemand hier, den Sie möchten kennen lernen?“ fragte Mrs. Seagraves, als sie bemerkte, daß Marie sich im Zimmer umsah. „Es sind manche wirklich reizende Menschen hier. Ein entzückender junger Mann ist hier, ein Communist — ich glaube, er war's, der Paris wollte in die Luft sprengen lassen. Würden Sie ihn gern kennen lernen? Es ist auch ein vorraphaelischer Poet hier — ich liebe die vorraphaelischen Poeten so sehr — wenigstens liebte ich sie sonst; ich glaube, jetzt liebe ich sie nicht mehr. Wo ist Sir John?“

Sir John war ihr entschlüpft und unterhielt sich mit jemandem, von dem er sich entfernt erinnerte, daß er ihn einmal irgendwo gesehen hatte, und dessen Bekanntschaft er unter den gegenwärtigen Umständen gern erneuerte.

Mrs. Seagraves stellte in rapider Folge Marien zwei bis drei Leute vor, erlaubte aber kaum einem den Anfang zu einer Konversation zu machen, ehe sie seinen Namen schon durch einen Nachfolger verwischte. Jetzt hörte Marie, wie sie einen neuen Ankömmling zärtlich als ihre theuerste Sybil begrüßte,

und sah, daß ihre Wirthin mit einem sehr hübschen bleichen Mädchen sprach, dessen Haar aus der Stirn zurückgeworfen war, und von dem es ihr gewiß war, daß sie die junge Hypatia vor sich hatte. Während sie, so gut sie konnte, die Unterhaltung mit der neuesten ihrer neuen Bekanntschaften im Fluß erhielt, beobachtete sie Miß Jansen mit regem Interesse. „Sie ist sehr hübsch," dachte Marie, „und sieht geistreich aus, ist auch ungezwungen — ich werde sie lieb haben." Marie bemerkte auch, daß Miß Jansen's funkelnde, rastlose Augen einen Augenblick um den andern sich begierig der Thür zuwandten.

„Sie blickt hinaus," rezitierte Fräulein Unhold sich ihren Byron und redete sich ein, daß sie auf ihrer leidenschaftslosen Höhe sich über solche Schwachheiten anderer nur belustigen könne, „sie blickt hinaus, ob des Geliebten Roß Schritt hielt mit ihrer Sehnsucht und ihr zuflog."

„Nennen die Dichter noch heute die Pferde Rosse?" fragte Marie den jungen Poeten, mit dem sie sich gerade unterhielt.

Natürlich verstand er den Sinn der Frage nicht und dachte also nicht anders, als die junge

Dame treibe ihren Spott mit der Poesie, wobei er denn noch eine besondere Verachtung gegen seine Poesie argwöhnte. Er hatte gehört, daß sie die Tochter eines reichen Mannes war, schrieb daher die Sache auf Rechnung der börsenstolzen Arroganz eines übervollen Säckels — und Marie hatte sich einen Feind gemacht.

Da Mrs. Seagraves in diesem Augenblick vorbeiging, so rührte Marie ihren Arm an.

„Ist nicht,“ fragte sie gedämpft, „die Dame, mit der Sie soeben sprachen, Miß Sybil Jansen?“

„Ja, freilich, mir eine so theure Freundin Sie würden sich ihrer Bekanntschaft freuen, liebste Marie, ich weiß es. Ich möchte so sehr gern, daß Sie sie kennen lernten.“

„Ich möchte sie auch sehr gern kennen lernen,“ sagte Marie ernst.

„Ich werde sie Ihnen hierherbringen,“ — und Mrs. Seagraves wollte auf der Stelle hinwegquirlen, als Marie sie sanft zurückhielt.

„O bitte, nein, Mrs. Seagraves! Ich will Sie zu ihr begleiten.“ Damit legte sie ihren Arm in den der Changeantgrünen und wurde durch den Saal hindurchgeführt zu Miß Jansen, die sich mit

mehreren Männern in eifrigem Gespräch befand. Die Männer wurden von Mrs. Seagraves schnell bei Seite geschoben und dann begann die feierliche Vorstellung.

„Meine theure Sybil, es freut mich so, daß ich die Gelegenheit habe, Sie und meine sehr theure Freundin, Miß Challoner, zusammenzubringen — Miß Marie Challoner. Ich nenne sie immer Marie. Sie wünscht, Sie kennen zu lernen, und ich bin gewiß, Sie werden Gefallen an einander finden — o, Sie werden einander lieben lernen. Zwei so edle Gemüther — solche Seelen!" und Mrs. Seagraves verließ sie und schwebte in Begeisterung hinweg.

Marie streckte ihre kleine runde Hand der neuen Bekannten entgegen, und Sybil legte ihre kleine, sehr schmächtige Hand hinein, die bei Fräulein Unhold's freundlicher Berührung zitterte. Wir müssen gestehen, daß die kleine Priesterin der Zukunftskirche in diesem Moment ihre neue Bekannte haßte. Wennschon sie Priesterin und Prophetin war, so übersah sie doch jedes Detail in Miß Challoner's Anzug und fand, daß er sehr werthvoll war, während sie doch wußte, daß der ihrige sehr billig war. In Miß

Challoner's freiem Betragen sah sie unverschämte Patronage.

„Ich habe seit langer Zeit den Wunsch gehegt, Sie kennen zu lernen, Miß Jansen, und bin heute in der Hoffnung hierhergekommen, Sie zu finden."

Miß Jansen zeigte in ihrem Benehmen einen Anflug von Trotz, als sie kalt erwiederte:

„Sie erzeigen mir eine große Ehre, und ich sollte mich sehr geschmeichelt fühlen. Darf ich fragen ob wir in unsern allgemeinen Ansichten übereinstimmen?"

Das weiß ich kaum," antwortete Marie lächelnd. „Ich habe mir gerade noch keine sehr ernsthaften Ansichten erworben. Mir lag viel daran, Sie kennen zu lernen, mehr um Ihrer selbst, als um Ihrer Ansichten willen."

„Freundschaft, glaube ich, gründet sich am besten auf der Basis übereinstimmender Meinungen über den Zweck des Lebens," bemerkte Sybil, und Marie konnte ein Gefühl der Verwunderung nicht unterdrücken, daß ein so hübsches und gescheut aussehendes Mädchen mit Vorliebe ganz so sprechen sollte, als wolle sie eine kleine, wohl ausgearbeitete Rede halten.

„Was ist der Zweck des Lebens?“ fragte Marie unverzagt und ziemlich belustigt.

„Haben Sie nie darüber nachgedacht?“

„Nicht sehr tief, fürchte ich.“

„Dann haben Sie also keinen Zweck im Leben?“

„Ich möchte gern Menschen glücklich machen, wenn ich könnte, ist das ein Zweck im Leben?“

„An und für sich hat es wenig Bedeutung.“

„Dann sollen Sie mir alles darüber lehren,“ sagte Marie, die nun einmal entschlossen war, wenn möglich, dies seltsame kleine Buch in Weiberröcken angenehm zu finden. „Ich will von Ihnen, Miß Jansen, lernen, einen Lebenszweck zu haben.“

Sybil zog die Augenbraunen zusammen.

„Sie haben kein Bedürfniß und keinen Antrieb dazu,“ sagte sie. „Sie würden es nicht lernen. Sie gehören zu den Glücklichen und wissen nichts von den Kämpfen und Prüfungen des Lebens. Ueberlassen Sie den Lebenszweck denen, die des Lebens Plagen zu tragen haben.“

„Bis jetzt habe ich allerdings nicht viel zu thun gehabt mit den Kämpfen des Lebens oder überhaupt mit der rauhen Wirklichkeit des Lebens. Trotzdem

bin ich überzeugt, daß ich mit denen sympathisiren kann, die nicht so glücklich sind.“

„Ach nein, Ihr Platz ist denn doch zu verschieden. Halten Sie daran nur fest, Miß Challoner.“

„Eine unhöfliche kleine Person!“ dachte Marie, war aber noch nicht entmuthigt.

„Nun, Miß Jansen, für den Augenblick habe ich keine andere Absicht als die, Ihre Bekanntschaft zu machen und Ihnen zu sagen, daß wir, wie ich glaube, einige Freunde — und darunter sehr theure Freunde — gemeinsam haben. Darum wollte ich Ihnen gern ein paar freundliche Worte sagen. Wenn Sie mich nicht leiden mögen, so will ich gehen,“ sagte Marie mit ihrer gewohnten Freimüthigkeit, „und will auch nicht beleidigt sein, wenn Sie mir sagen, daß Sie meine Freundschaft nicht wünschen. Aber es soll mir leid thun.“

„Sie sind sehr gütig,“ sagte die kleine Sybil, die unter den schnellen Bewegungen ihrer ringenden Seele nur gepreßt athmen konnte. Sie konnte der liebevollen Weise des edelaussehenden Mädchens kaum widerstehen, die es sich offenbar vorgesetzt hatte, gütig gegen sie zu sein — und doch fragte sie sich, was war schon diese Güte anderes als

Mitleid? — In diesem Moment wurde jedes der beiden Mädchen, die da neben einander saßen, gewahr, daß Christmas Pembroke in das Zimmer getreten war. Auch wurde jede von ihnen gewahr — konnte unmöglich anders als es sehen — daß, als er sie bemerkte, ein Lichtstrahl und darnach ein Schatten über sein Gesicht zog, und daß er erröthete wie ein Knabe.

„Er sieht sie," sagte sich Marie und ihr Herz füllte sich mit einer wunderbaren Sympathie, Theilnahme und melancholischen Güte.

„Er sieht sie," dachte Sybil und ihr Herz schlug ungestüm vor Zorn und Eifersucht.

Christmas hatte allerdings auf einen Blick beide Mädchen bemerkt. In einem Augenblick reimte er sich zusammen, daß Miß Challoner Sybil aus reinem Edelmuth gütig behandelte, wahrscheinlich weil sie gehört hatte, daß das Mädchen arm sei und von manchen Leuten ausgelacht werde. Wie nobel sah sie aus, diese herrliche, königliche Mädchengestalt! was für einen glänzenden Kontrast bildeten ihre Figur wie ihre Züge gegen das schmächtige, blasse, nervöse Mädchen neben ihr! Der Kontrast sprach schwer zu Ungunsten der armen, kleinen

Priesterin der Zukunft, und Christmas hatte ein Mitgefühl für sie mitten in seinem Stolz über die Schönheit des Mädchens, das er liebte. Ja, als er hinüberblickte und sie dort sah, war er stolz, daß er sie liebte, und noch einmal stieg der Gedanke in ihm auf: wäre es nicht möglich, daß sie noch einmal dahin kommen könnte, auch ihn liebzuhaben? Wie häufig hatte ihn in den letzten paar Tagen diese wunderbare, süße Hoffnung durchzuckt!

Bei Mrs. Seagraves unterhielten sich die Gäste mit allen möglichen sonderbaren Dingen. Sie sangen und spielten und waren je nach Liebhaberei excentrisch. Gerade, als Christmas hereintrat, fing jemand zu singen an, „eine süße, göttliche Kreatur,“ sagte Mrs. Seagraves, „der sie zuhören müssen!“ und die sie anbetete, „nicht wirklich anbetete, natürlich,“ — so war Christmas gezwungen, scheinbar zuzuhören und zu bleiben, wo er war. Fast freute ihn dies, denn er konnte durch das Zimmer hindurch nach Marie blicken und brauchte den Zauber eines seltsamen Hoffens und Stolzes noch nicht zu brechen, mit dem er sie anschaute. Niemals vorher hatte er etwas dem Aehnliches empfunden. Es lag darin etwas wie der Stolz des

Besitzes — wie der Stolz des glücklichen Liebhabers, der da weiß, alles, was an ihr die Welt bewundert, ist sein eigen. Ist es ein Omen, ein Vorgefühl? Wie, sagte ihm sein Herz, wenn in dieser Stunde, in diesem Zimmer ein Wort, ein Blick, eine Berührung ihrer Hand mir sagte —? Er klammerte sich an diesen Traum fest und fürchtete sogar den Schluß des Gesanges, und daß sich etwas ereignen möchte, was ihn erwecken könnte.

Ehe indeß das Lied geendet war, sah Christmas, wie Mrs. Seagraves von ihrem Platz am Piano hinwegglitt, um einen neuen Ankömmling zu begrüßen und zwar mit einer außerordentlichen Lebendigkeit. Es war sonderbar, mit welchem Frösteln Christmas aus seinem Traum erwachte: es war Ronald Vidal. In der jüngsten Vergangenheit hatte Christmas nicht viel von ihm gesehen und hatte schon den Gedanken gefaßt, er habe sich doch wohl über Vidal's Stellung zu Marie getäuscht, oder des jungen Mannes plötzliches Vertiefen in das politische Leben sei das Resultat seiner betrogenen Liebeshoffnungen. Daß Mr. Vidal jetzt hier erschien, war das böseste Omen, das unser junger Held hätte haben können.

„So sehr, sehr gütig von Ihnen, daß Sie kommen!“ sagte Mrs. Seagraves, die Ronald Vidals Hand in der ihren gehalten hatte bis der Gesang zu Ende war. „Noch dazu im vollen Hochgefühl Ihres Erfolges! Wo alle Welt von Ihnen spricht. Ich bin stolz darauf. Jedermann möchte Sie kennen lernen — aber jedermann kennt Sie bereits als einen Volksmann!“

„In unserer Gegend, Mrs. Seagraves, pflegt man zu sagen, daß Hans Narr mehr Leuten bekannt ist, als Hans Narr kennt,“ bemerkte Vidal gutgelaunt.

„Wie sehr entzückend!“ schwärmte Mrs. Seagraves, ohne jedoch den Sinn ganz zu verstehen. „Und so wollen Sie denn also eine öffentliche Persönlichkeit werden? Und ein Redner sind Sie gar?! O ich liebe die Redner so! Mehr als alles sonst wünschte ich mir, ein Redner zu sein. Könnte ich doch Redner werden! Wir sind alle so stolz auf Ihren Erfolg — und ich kenne eine Gewisse, die ist erst stolz darauf! O, ich weiß, warum Sie heute hierher kommen; aber trotzdem bin ich Ihnen sehr verpflichtet, daß Sie kommen.“

Vidal murmelte ein paar Dankesworte und

entschlüpfte ihr. Mrs. Seagraves fand sich, als sie sich umdrehte, Christmas gegenüber.

„Sie kennen doch Mr. Vidal? Ist er nicht ein ganz charmanter junger Mann? Ach ja, natürlich, Sie kennen ihn; Sie sehen ja die Challoners so oft, und finden Sie nicht seine Rede sehr klug?“

„Sehr,“ antwortete Christmas, der die Rede nicht gelesen hatte und gar nicht wußte, was er sagte.

„Und ist denn das auch wahr, was ich gehört habe? Sie müßten's doch wissen, Sie verkehren so viel mit den Challoners. Aber vielleicht wollen Sie nichts darüber ausplaudern? Sie sind so sehr discret — und ich liebe selbst die Diskretion über alles — besonders bei jungen Männern — ach ja, besonders bei jungen Männern!“

„In diesem Fall ist es nicht Discretion, Mrs. Seagraves, sondern nur, daß ich nicht weiß, was Sie meinen.“

„Nun das von Marie Challoner und dem jungen Vidal — Sie wissen doch! Sie sollen verlobt sein, wie ich höre. Eine ganz entzückende, romantische Geschichte sagt man.“ Sie beugte sich dicht zu ihm und flüsterte sehr geheimnißvoll.

„Man sagt, sie habe nur auf die Bedingung hin eingewilligt, daß er alle seine Frivolitäten und Geschichten aufgebe — Sie wissen schon, womit junge Leute ihre Zeit todtschlagen — und in's Parlament gehe und es dort zu einem Erfolg bringe. Nun ist er im Parlament und hat den Erfolg gehabt. Ist das nicht entzückend?“

„Sehr entzückend.“

„Wie in einem Roman! Ich hoffe nur von Herzen, daß es wahr ist! Es ist, wie wenn ein Ritter zum Turnier geht und besiegt jeden Ringer, um seiner Herzensdame zu gefallen. Ich liebe das romantische Wesen so sehr. Wenigstens liebte ich es früher, als ich noch jung war; jetzt freilich liebe ich es nicht mehr. Ich bin praktisch und vernünftig geworden. Ja, jetzt bestrebe ich mich nur, praktisch zu sein — aber natürlich nicht blos praktisch. Man muß auch noch etwas romantisches Gefühl übrig behalten, Mr. Pembroke.“

„Muß man's?“

„O ja. Sie natürlich sind blos romantisch — wie alle junge Leute. Und eines Tages werden Sie auch einen großen Erfolg erringen, um einer schönen Herzensdame zu gefallen. Das wird so

reizend sein. Dann werde ich Ihnen Glück wünschen. Haben Sie schon mit Miß Jansen gesprochen?"

Während dem hatte sich Vidal an Marie's Seite niedergelassen, und nachdem er ein paar Worte mit Miß Jansen gewechselt hatte, bewerkstelligte er es, daß ein Anderer sich der jungen Dame bemächtigen durfte, und hatte also Miß Challoner gänzlich für sich.

Christmas beobachtete die Beiden einige Minuten lang. Auf Mr. Vidal's hübschem Gesicht lag ein Ausdruck stolzer Demuth, während er in leisem Ton mit Marie sprach; unser Held mußte sich selbst gestehen, daß er zum Verzweifeln schön aussah, recht wie ein Troubadour, gerade in der Weise, wie viele Frauen den Mann sehen mögen. Er hatte zwar gedacht, Vidal sei, um Fräulein Unhold's höher angelegter Natur zuzusagen, eine zu entschiedene Composition von Geschäft und Vergnügen — von der City und dem Ankleidezimmer der Actricen; aber er hatte sich doch geirrt, das war nur zu deutlich. Außerdem hatte Vidal einen politischen Erfolg errungen, hatte also alles auf seiner Seite, Familie, Schönheit und nun gar noch politische Auszeichnung. Es war kein Wunder, daß ihm Miß Challoner mit

niedergeschlagenen Augen und erglühenden Wangen zuhörte.

Ronald Vidal hatte einen von den wenigen großen Siegen gewonnen, die noch heutigen Tages im Leben eines Engländers einen glorreichen Abschnitt bezeichnen. Er hatte einen entschiedenen Treffer, einen fraglosen Erfolg im Unterhause gehabt. Während einer Debatte über eine gewisse Frage der auswärtigen Politik hatte er eine glückliche Gelegenheit ergriffen, hatte sehr geläufig geredet und dabei eine große Kenntniß der Sache, des Landes und Volkes, um die es sich handelte, entwickelt; er bildete seine Sätze klar und gut, sagte einige scharfe, kühne Dinge, und als er Gelegenheit hatte, ein paar lateinische Worte einzuflechten, sprach er dieselben mit jener merkwürdigen Ungenauigkeit und erstaunlichen Beiseitesetzung alles dessen, was einer lateinischen Zunge möglich wäre, welche auf den englischen Universitäten und im Unterhause für eine wesentliche Bedingung dabei angesehen wird. Er hatte den besonderen Glückstreffer aller fließend und fertig Redenden, und da er es ohne sorgfältige Vorbereitung so gut gemacht hatte, so erklärte man ihn für fähig, mit Vorbereitung wirklich etwas

Großes zu leisten. Mit einem Wort, er wurde plötzlich gefeiert, und das Haus sah in ihm einen prädestinirten Unterstaatssekretär — um damit einen Anfang zu machen.

Es wäre unverständig, wollte man sich vorstellen, daß Marie Challoner über diesen schleunigen Erfolg konnte sprechen hören, ohne einigen Stolz darüber zu empfinden. Mr. Vidal hatte sich doch faktisch hierzu nur bequemt, um sie zu befriedigen und ihren Beifall zu gewinnen und das so eingestandenermaßen, wie nur jemals ein Ritter sich in die Schranken des Turniers begab, um ein Lächeln von seiner Dame zu gewinnen. Sie hatte ihn seit seinem Erfolg nicht gesehen, den er in der Debatte vom Freitag Nachmittag gewonnen und von dem alle Tageszeitungen am Sonnabend gesprochen hatten. Sie hatte die Rede nicht gehört, hatte auch nicht erwartet, daß er an diesem Abend sprechen würde, und eben jetzt erklärte er ihr, daß, selbst wenn der Versuch vorher überlegt worden wäre, was er aber nicht war, er es ihr vorher nicht mitgetheilt hätte, denn, wie er behauptete, er hätte nimmermehr den Muth gehabt, eine erfolgreiche

„Jungfernrede“ zu halten, wenn er gewußt hätte, daß sie auf der Gallerie zuhörte.

„Sehen Sie,“ sagte er bescheiden, „wenn ich das erste Mal Mißerfolg gehabt hätte, so hätte ich mich vielleicht beim zweiten Mal herausziehen können oder beim dritten Mal. Wenn Sie aber mein Unglück gesehen hätten, so würde ich niemals das Herz haben, es wieder zu versuchen.“

Keine Schmeichelei konnte für ein Mädchen wie Marie Challoner verlockender sein als gerade diese schlichte geradsinnige Anerkennung ihres Einflusses. Ein gewöhnliches Kompliment wäre bei Fräulein Unhold völlig weggeworfen gewesen. Sie hätte es mit kalter Verachtung aufgenommen oder darüber gelacht. Aber hier bekannte dieser glänzende, erfolgreiche Jüngling von Namen und distinguierter Familie, daß ihr Beifall ihm so kostbar war, daß die Zunge, die das ganze Unterhaus fließend und fest anreden konnte, gezittert hätte, hätte sie dabei gesessen. Es ist kein Wunder, daß Marie erröthete und zu Boden blickte.

Christmas Pembroke heftete noch immer mitten unter allen Feuerproben der Unterhaltung seine Augen auf Marie. Einmal zuckte er positiv zurück,

denn er sah über Marie's Antlitz eine plötzliche Bewegung zittern, sah sie die Augen senken und die Lippen zusammenpressen, worauf sie ein paar Worte zu ihm sagte, nach denen er sogleich aufstand und sie verließ. Auf seinem Gesicht aber lag, wie unser Held dachte, der Glanz stolzen Triumphes. Nun — er hat gewonnen — alles gewonnen!

Was sich zugetragen hatte, war nur dies. Mr. Vidal bemerkte eilig, daß er noch eingeladen sei, daß er zu Mrs. Seagraves nur noch hergeflogen sei, um sie, Marie, zu sehen, und fragte dann in leisem Tone:

„Darf ich Sie morgen nachmittag sehen — gegen 5 Uhr?"

Was lag doch in diesen Worten, daß Marie dabei plötzlich erbleichte, sich fremd und fröstelnd fühlte? Da war es, als Christmas stutzte, indem er sie ansah. Einige Sekunden hindurch war sie schweigsam und verlegen, dann sagte sie ohne aufzusehen: „O ja, ich werde zu Hause sein," und Vidal ging ohne ein weiteres Wort an sie.

„Morgen um fünf," sagte Vidal zu Sir John

Challoner als sie sich im Vorbeigehen die Hände schüttelten. Sir John lächelte und nickte.

Christmas fühlte sich wie einer, der einen Sonnenstich bekommen hat. Eine schwere Last schien auf sein Gehirn zu pressen. Es war ihm nicht bewußt, wie die nächsten Minuten dahingingen, und ob es nur Minuten waren. Er wußte, daß er mit mehreren Leuten redete und viel lachte. Jetzt berührte eine Hand sanft seinen Arm, und als er wieder zum klaren Bewußtsein erwachte, sah er Marie Challoner. Sie stützte sich auf ihres Vaters Arm, beide wollten gehen, aber einer der Anwesenden hatte Sir John noch zu einem Gespräch angehalten und Marie wandte sich Christmas zu und stieß ihn an. Es war auf ihrem Gesicht ein merkwürdiger Ausdruck von Müdigkeit und Erschöpfung, dessen sich Christmas lange nachher erinnerte. Aber sie erschien dem jungen Mann grausam schön, und in ihren Augen lag eine berückende Sanftmuth und Lieblichkeit.

„Sie sind gar nicht zu mir gekommen, um auch mit mir zu reden, und nun gehen wir fort.“

„Sie gehen schon?“ fragte Christmas, der jed-

wedes gesagt hätte, was nur seine Lippen gebildet hätten. „Ich hoffe, Sie sind nicht ermüdet?“

„Ich denke, ich bin ermüdet — etwas wenigstens.“

„Das Zimmer ist warm,“ meinte Christmas brechenden Herzens.

„So ist es. Ich habe mit Miß Jansen gesprochen und finde sie sehr liebenswürdig. Wollen Sie ihr das bestellen — von mir?“

„Das will ich thun.“ Es war ihm nicht Verstand genug geblieben, um sich auch nur darüber zu wundern, wie er dazu kommen sollte, die Bestellung an Miß Jansen zu übermitteln.

„Adieu!“ Marie streckte ihm die Hand entgegen. „Adieu!“ Sie ließ sie einen Moment in der seinen. Es fiel ihm nicht auf, daß sie sich damit ein langes Lebewohl sagten.

„Freut mich, Sie zu sehen, Pembroke,“ sagte Sir John sich umsehend, „guten Abend, wir gehen jetzt. Können wir Sie irgendwohin mitnehmen?“

„Nein, ich danke Ihnen sehr, Sir John.“

„Nein? Sie gehen natürlich noch nicht. Guten Abend.“ Sir John nickte, lächelte und bahnte sich

mit seiner Tochter einen Weg durch die Menschen, die Curiositäten und die Töpferwaaren.

„Ist sie nicht reizend? O, so reizend! Finden Sie es nicht auch?“ Mrs. Seagraves richtete diese Frage an Miß Jansen.

„Wer?“ fragte Miß Jansen kalt.

„Marie Challoner. Sie ist das süßeste aller Mädchen. So frisch und ungezwungen.“

„Sie gehört zu der Art Frauen, die uns bleiben läßt, wie wir sind.“

„Wirklich, ist sie das? thut sie das? Läßt uns bleiben, wie wir sind?“ Wenn Mrs. Seagraves nicht ganz verstand, was jemand sagen wollte, so wiederholte sie gewöhnlich die gehörten Worte und drehte sie in bestürztem Entzücken um und um, wie um damit anzudeuten, daß ihr der Gedanke schon im voraus sehr gefiele, und daß er ihr gewiß noch besser gefallen würde, wenn man ihn ihr deutlicher erklärte.

„Ja. Sie ist eine von den Frauen, die, da sie alles haben, was sie brauchen, erklären, die Frauen überhaupt hätten sich über nichts zu beklagen, und die dafür von den Männern gepriesen

werden. Männer mögen diese Art Frauen bewundern — ich nicht!“

„O, Sie sind aber zu strenge, meine theure Sybil, viel zu strenge — und gegen meinen süßen Liebling, mein musterhaftes Mädchen! Nein — das meine ich nicht, wie Sie wissen — nicht ein musterhaftes Mädchen, ganz und gar nicht. Ein musterhaftes Mädchen würde ich hassen — solch ein Muster von Wohlanständigkeit und dergleichen mehr. O nein, Marie ist kein Muster — ganz das Gegentheil. Ich meine natürlich nicht ganz das Gegentheil, wie Sie wissen — aber Sie verstehen mich, und sie ist wirklich ein so süßes Mädchen. Mr. Pembroke, Mr. Pembroke! kommen Sie und vertheidigen Sie meinen Liebling!“

Christmas näherte sich, um mit Miß Jansen zu sprechen, denn es war ihm eingefallen, daß er das hätte längst thun sollen. Sie empfing ihn sehr kalt, und er nahm an, daß sie ihn für ungezogen hielt. Es that ihm leid, daß er so erschienen war, denn er fühlte sich so einsam, so vom Leben ausgeschlossen, daß er auch nicht einen freundlichen Blick entbehren konnte.

„Mr. Pembroke bewundert sie natürlich,“ sagte

Miß Jansen. „Das werden wohl alle Männer thun.“

Es war Christmas als sollte er auf die Folter gespannt werden. Er wußte, daß das Blut ihm ins Gesicht schoß.

„Sie meinen Miß Challoner?“ fragte er mit verzweifelter Anstrengung. „Sie ist sehr hübsch und sehr gut — ich habe immer gefunden, daß sie —“ Weiter konnte er nicht kommen.

„Wird sie sich mit dem jungen Mann verheirathen, der vorhin hier war — dem Sohn eines Grafen, wie man mir sagt?“ Miß Jansen fragte es; ihre Freundin hatte sich entfernt.

„Ich weiß es nicht; aber ich vermuthe es.“

Sybil fand ein grausames Vergnügen daran, ihn zu quälen und sein Krümmen und Winden zu beobachten, wobei sie ebensowohl sich selbst quälte.

„Liebt sie ihn wohl? meinen Sie?“

„Woher sollte ich das wissen?“ Christmas nahm einen tapfern Anlauf, recht gemüthlich und gleichgültig zu scheinen. „Können denn die Frauen heutigen Tages noch lieben, Miß Jansen?“

„Frauen von der Art nicht, sollte ich denken — es müßte denn Liebe heißen, wenn man einen

Rang und Titel verehrt. Wünschen Sie nicht, der Sohn eines Grafen zu sein, Mr. Pembroke?"

„Nicht besonders. Warum sollte ich es wünschen?"

„Dann hätten Sie auch das Recht, sich um Miß Challoner zu bewerben. Ah, jetzt werden Sie wüthend! Ich liebe es, Männer wüthend zu machen. Es ist eine Art Triumph für mich."

Christmas war entschlossen, der hämischen kleinen Priesterin einen solchen Triumph über sich nicht zu gönnen. „Miß Challoner sandte Ihnen eine sehr freundliche Botschaft."

„Wirklich? Durch Sie?"

„Durch mich."

„Wahrhaftig? Was war's denn?"

„Sie bat mich, Ihnen zu sagen, daß sie Sie sehr lieb hat."

„Wie gütig von ihr — so gönnerhaft!"

„Nein, nein, so meinte sie es nicht; Sie verstehen sie nicht."

„Nicht? Nun, vielleicht nicht. Wollen Sie ihr auch von mir eine Botschaft überbringen?"

„Ich sehe sie möglicherweise nicht wieder — nicht so bald," sagte der arme Christmas.

„Das wäre schade. Wenn Sie sie aber wieder=

sehen sollten, wollen Sie ihr dann sagen, daß sie sehr gütig ist, daß ich es aber vorziehe, mich nicht patronisiren zu lassen, und daß sie und ich, da wir so sehr verschiedene Meinungen verfolgen, auch nichts gemeinsam haben können.“

„Das werde ich ihr nicht sagen, Miß Jansen, ich werde ihr gar nichts bestellen. Und ich weiß, Sie meinen nicht, was Sie sagen.“

„Nun, ich gehe,“ sagte Miß Jansen. „Ich bin dieses Ortes überdrüssig.“ Sie sah sehr bleich und abgespannt aus.

Christmas bot ihr seine Begleitung nicht an. Er war traurig über sie, getäuscht in ihr. „Ist denn das,“ fragte er sich, „die Weise jedes Weibes? Sind sie alle so bitter, so fanatisch, so auf ihre kleinen Theorien und Grillen versessen, daß sie alle hassen und verabscheuen müssen, die von ihnen abweichen? Oder ist es weiter nichts als elende Eifersucht, weil sie reich und glücklich ist? Sind die Frauen alle so niedrig und miserabel?“

Vielleicht hätte es seiner jetzigen Stimmung besser zugesagt, wenn er es hätte denken können. Aber er konnte es nicht. Er hatte von Marie Challoner zuweilen satirische und verächtliche Worte

gehört, aber niemals den Ausdruck eines niedrigen, unedlen Gedankens. Aber allerdings, sie ist glücklich! Sie hat alles. Und die arme Sybil hat so wenig. „Warum sollte ich sie tadeln?“ dachte er. „Der Neid zieht in unser Herz ein wider unsern bessern Willen; nur glaube ich, können die Frauen ihn nicht im Herzen verschließen und verbergen.“

Trotzdem that es ihm, als er von Portland Place wegwanderte, ernstlich leid, daß Sybil sich so boshaft gezeigt hatte — nur weil Marie Challoner ihre Ansichten über Frauenrechte nicht theilte, oder weil sie reicher und glücklicher war als sie selbst. Der Kontrast umgab Marie mit einem Lichtglanz, der ihm jetzt positiv drückend war. Wie schön sie aussah! Wie liebenswürdig sie war! Nie hatte er sie leidenschaftlicher geliebt. Wie oft dachte er jetzt an Dione Lyle's Warnung, daß er sich nicht möge von Marie Challoner bezaubern lassen! Welchen Nutzen haben solche Warnungen? Er konnte sich nicht einmal schmeicheln, daß er betrogen oder verführt worden sei. Marie war von Anbeginn seine Freundin gewesen und war auch jetzt seine Freundin — ganz wie damals. Keine Kokette, die je Herz und Verstand der Männer hinweggelächelt hat, wäre

Christmas so verhängnißvoll geworden, als diese holde, heitere Freundin. Es war allein seine eigene Schuld.

An diesem jämmerlichen Sonntag wanderte er noch Meile auf Meile, bis er London gänzlich hinter sich hatte. Aber er konnte keine Einsamkeit finden. Selbst wenn Straßen und Vorstädte verschwunden sind, so ist doch an einem Sonntag Abend in London's Umgebung keine Einsamkeit zu finden. Er wanderte niedergeschlagen dahin und immer dahin, denn er hatte eine unklare Idee, daß wenn er sich todtmüde machte, die bloße physische Erschöpfung ihn von seinen Gedanken abziehen würde. Menschen, die vom vielen Umherwandern im Schnee müde werden, wiederholen sich wohl ohne Unterlaß das Einmaleins, weil sie wissen, daß, wenn sie auch nur einen Moment nachließen, ihren Geist anzustrengen, sie in den Schlaf des Todes fallen würden. Christmas erhielt seine Glieder in fortwährender Bewegung, aus Furcht, eine auch nur augenblickliche Ruhe würde ihn den schreckensvollen Gedanken und Erinnerungen überliefern.

Auch die arme junge Hypatia hatte einen traurigen Abend zu durchleben. Sie war un-

glücklich und bitter, und ihre Mutter wunderte sich, was für eine beklagenswerthe Veränderung ihre Tochter erlitte. Sybil ging zu einem Sonntag-abend-Meeting und hielt eine leidenschaftliche Ansprache über die Leiden und Empfindungen des Weibes, über den Vogel, der sich an dem Gitter seines Käfigs zu Tode schlägt, über die rücksichtslose Kraft und gedankenlose Grausamkeit des Mannes, über die Tyrannei von Rang und Klasse und noch sehr viel mehr, was auf dasselbe hinauslief. Mehr als ein ernster junger Handwerker oder Schreiber verliebte sich heftig in sie, erklärte sie für einen Engel an Beredtsamkeit, brachte die halbe Nacht damit zu, an sie zu denken, und fand um ihretwillen sein Leben und seine Umgebung eng, niedrig und hassenswerth. Sie ging nach Hause und gab sich die größte Mühe, heiter und freundlich gegen ihre Mutter zu sein, und keine kurze, verdrießliche Antworten zu geben; als sie aber in ihrem Bett lag, und alle im Hause schliefen, da ertränkte sie sich fast in Thränen.

Christmas kam spät in seine Wohnung, auf deren gemalte Göttin er jetzt kaum je einen Blick warf. Er saß noch eine Zeitlang und suchte zu

einem Entschluß zu kommen. Dann ging er an sein Pult und nahm daraus das kleine Fragment der Heckenrose, das sich in Marie's Kleid verflochten hatte, als sie zum letzten Mal unter den Bäumen zu Durewoods lustwandelten, und das er seitdem wie einen Schatz mit zärtlicher Sorgfalt aufbewahrt hatte. Es war kein Feuer in seinem Kamin, aber er entzündete ein Häuflein Papiere, verursachte eine große Flamme und legte seine zierliche Heckenrose hinein — dann beobachtete er sie so lange, bis sie ganz zu Asche geworden war.

17. Kapitel.

Ein frommer Betrug.

In glücklicher, hoffnungsvoller Stimmung lehnte Sir John Challoner Tags darauf an den Kamin in seinem Bibliothekzimmer. Bis hierher war es mit ihm gut gegangen, jetzt versprach es, noch besser zu gehen. Ronald Vidal's parlamentarischer Erfolg war eine nicht zu bestreitende Thatsache, auf die man stolz sein konnte; es war etwas, was den jungen Mann für sein Leben versorgen würde. Marie's freundliches Benehmen gegen Vidal ließen Sir John über ihre Antwort auf die ihr vorzulegende Frage nicht zweifelhaft sein. Binnen kurzem würde sie die Gattin des Sohnes eines Peers sein, der einen alten berühmten Titel trug. Einen Augenblick wünschte Sir John fast, seine Frau möchte noch leben, um auch an der Ehre theilzuhaben, die ihnen bevorstand — freilich nur so lange, bis er sich er-

innerte, daß sie doch immerhin keine Frau war, die in Gesellschaft glänzen konnte, und daß sie daher doch wohl im Himmel besser an ihrem Platze war. So tröstete er sein Gemüth wieder über ihre nicht zu ändernde Abwesenheit, als ein Diener ihm meldete, daß Mr. Pembroke ihn dringend zu sprechen wünschte.

„Führe ihn herein — natürlich.“ Er wunderte sich, warum Christmas so förmlich war, da er doch ohne anzufragen hätte in das Bibliothekzimmer kommen mögen. Aber er hoffte, Pembroke habe um irgend eine Gunst zu bitten. Gegenwärtig wäre es ihm eine Erquickung gewesen, jemandem eine Gunst zu erzeigen.

„Treten Sie näher, Pembroke,“ sagte er gemüthlich, und Pembroke trat herein, bleich, abgefallen und verstört. Seinem Beschützer fiel dies jedoch nicht in die Augen; denn, wie gesagt, Sir John war in glücklicher Stimmung, weil alles so gut zu gehen schien. Es war in der Weise, wie er Christmas begrüßte, etwas beinahe Liebkosendes. Wirklich hatte er in letzter Zeit ein fast väterliches Gefühl für den jungen Mann gehegt und dachte wohl, wenn Christmas so kam und ging, es müßte doch einem Manne sehr angenehm sein, einen Sohn

zu haben, der in Geschäften sein Vertrauter sein konnte.

„Setzen Sie sich, mein Sohn," sagte er lächelnd und schob Christmas einen Stuhl hin.

„Ich wünschte schon seit einiger Zeit sehr dringend, Sie zu sprechen," sagte Christmas.

„Ja?" lächelte Sir John ermuthigend.

„Es ist nicht in Geschäftssachen, Sir John."

„Nicht?" sagte Sir John mit gleich ermuthigendem Ton und fing an zu denken, er sehe schon deutlich genug voraus, was nun kommen würde.

„Ich habe lange darüber nachgedacht und konnte nicht gewiß werden, ob ich irgend jemandem etwas darüber sagen sollte — sogar Ihnen. Aber ich kann nicht anders, ich muß es Ihnen sagen; Sie sind so gut gegen mich gewesen, daß ich denke, ich darf kein Geheimniß vor Ihnen haben — nicht einmal dies."

„Der junge Thor ist heimlich verheirathet," sagte sich Sir John. Laut aber sagte er: „Nun, Pembroke, mein Junge, fahren Sie nur fort. Wir brauchen keine so lange Vorrede, nicht wahr?"

„Ich glaube, mein halbes Leben würde ich darum geben," sagte Christmas mit Energie, „wenn

mir jemand sagen könnte, ob ich es Ihnen sagen sollte oder nicht. Ich denke, ich sollte es thun, aber ich bin so unwissend über das, was recht ist.“

„Mein lieber Junge, ich will es Ihnen sagen, ohne daß Sie mir einen Theil von Ihrem Leben zu geben brauchen: wenn Sie die Geschichte Ihrem Vater erzählen würden, so erzählen Sie sie mir.“

„Das ist nicht dasselbe, Sir John; Sie werden bald sehen, wie verschieden es ist.“

„Natürlich meine ich nicht, daß Sie für mich dasselbe fühlen sollten wie für Ihren Vater; das brauchen Sie mir nicht zu sagen, mein Sohn. Aber Sie können getrost Ihr Vertrauen auf mich setzen, als wenn ich Ihr Vater wäre.“

„Das meinte ich absolut nicht, Sir John — es war etwas ganz Anderes, wie Sie bald sehen werden.“

„Nun, lassen Sie mich's so bald wie möglich sehen, Pembroke und geben wir uns hier nicht Räthsel auf — oder soll ich einmal rathen?“

„Ich möchte England verlassen, Sir John.“

„Sie möchten England verlassen? Nun, das erwartete ich gewiß nicht. Was in der Welt drängt Sie aus England fort?“

„Ich denke nach Japan zurückzugehen.“

„Aber warum, Pembroke? Ich dachte, Sie wollten mir Mittheilung machen, daß Sie hier fest Anker werfen wollten?“

„O nein, Sir John; ich wünsche England zu verlassen, weil ich hier sehr unglücklich bin und das Leben in diesem Lande nicht länger ertragen kann. Da haben Sie die Wahrheit. Ich will Ihnen auch den ganzen Grund dafür angeben, wenn Sie ihn zu wissen wünschen — und wenn Sie ihn nicht schon wissen.“

„Faktisch, Pembroke, ich weiß ihn nicht; aber es thut mir sehr leid, das zu hören. Ich dachte, Sie wären sehr glücklich, und wir sind so besorgt darum, Sie glücklich zu machen — warum wollten sie uns denn verlassen? Es thut mir sehr leid, und Marie wird —“

Ein Stöhnen rang sich von den Lippen des jungen Mannes; sein Gesicht wurde hochroth. Er stand jetzt in der Nähe des Kamins, und Sir John rollte seinen Stuhl herum, um ihn besser ansehen zu können.

„Pembroke,“ sagte er ernst; „Sie sollten lieber darauf losgehen und mir in schlichten Worten sagen,

warum es sich handelt. Es ist klar, daß ich bei meinem Rathen fehlgegangen bin, und ich habe keine Lust, noch länger zu rathen."

„Nun," sagte Christmas mit einer Art Verzweiflung, „es ist nichts, worüber ich mich schämen müßte. Ich kann nicht dafür, meine Schuld ist es nicht — und es braucht niemanden zu beunruhigen außer mich selbst. Ich bin — ich — es ist nur dies — Sir John, ich liebe Ihre Tochter!"

Auch Sir John stand aus seinem Stuhl auf, die Röthe des Aergers auf dem Gesicht.

„Sie mögen mich tadeln, wenn Sie wollen," Pembroke fand jetzt seine Zunge hinreichend gelöst, nun das Eis gebrochen und das Aergste vorüber war, „das kann ich ertragen — ich verdiene es nicht; aber Sie sollen nichts Schlechtes von mir denken. Ich rang so stark, wie es nur ein menschliches Wesen vermochte, nicht nachzugeben; ich habe monatelang dagegen angekämpft. Wäre ich darüber hinweggekommen, so hätte ich keinem Sterblichen ein Wort davon gesagt. Aber ich konnte es nicht überwinden, und nun ist mein Entschluß gefaßt. Ich will fortgehen und niemanden stören. Tadeln Sie mich, wenn Sie wollen. Aber warum sollten

Sie mich tadeln? Ich kann doch nicht dafür, daß ich eines Gefühls fähig bin!"

„Mein guter Junge," beschwichtigte Sir John, „wer redet denn davon, Sie zu tadeln? Aber freilich, die Sache kommt mir höchst unerwartet, und es thut mir leid um Sie. Sie wissen, wie wenig Sie zu hoffen haben?"

„Wenn ich das nicht wüßte, wie könnte ich zu dem Entschlusse kommen, von hier fortzugehen? Ich wußte stets, daß ich nichts zu hoffen hatte — von Anfang an."

„Und wann, Pembroke," der schwache Schimmer eines Lächelns kam dabei auf Sir John's Lippen, „wann war der Anfang?"

„Am ersten Tage, wo ich sie sah," war die prompte Antwort. „Nein — nicht am ersten, am zweiten. Das erste Mal sah ich sie kaum; sie hatte den Schleier heruntergelassen, und wir sprachen nur ein paar Worte mit einander. Es war am folgenden Tage."

„Und da wußten Sie es auch schon?"

„Ja, ich wußte es damals schon. Wenigstens fühlte ich mich sehr seltsam, ich mußte es schon damals wissen. Aber ich wußte damals noch nicht,

wie stark und andauernd es war. Ich glaubte, es besiegen und niedertreten zu können. Und ich kämpfte hart; Sie würden mich nicht tadeln, wenn Sie wüßten, wie ich kämpfte. Aber es half alles nicht."

„Ein Wort, Pembroke, bevor wir weitergehen — obgleich ich kaum denke, ich habe nöthig es zu sagen. Meine Tochter weiß doch nichts davon?"

„O nein, Sir John. Woher sollte sie es wissen?"

„Nun, ich weiß freilich, daß Sie ihr nichts gesagt haben würden, ohne erst mit mir darüber zu sprechen: das meinte ich nicht. Könnte aber nicht etwas in Ihrem Betragen sie auf den Verdacht gebracht haben?"

„Nein," sagte Christmas kopfschüttelnd und im Tone tiefster Ueberzeugung. „Sie hat nicht den leisesten Verdacht, hat ihn auch nie gehabt."

„Nun gut, ich denke es auch. Aber woher sind Sie darüber so gewiß?"

„Weil sie immer so freundschaftlich gegen mich gewesen ist, — erst noch gestern," fügte der junge Mann mit brennenden Wangen hinzu.

„Ich bin gewiß, Sie haben Recht, und das ist wenigstens etwas."

„Es ist etwas,“ sagte Christmas düster. „Wenn sie es jemals geargwöhnt hätte, so würde sie mich bemitleiden und nicht so freundlich gegen mich sein. Ich hätte dann immer das Gefühl, als verursachte ich ihr einen Schmerz. Das werde ich jetzt wenigstens nicht denken müssen. Nun, Sir John, seitdem ich es Ihnen gesagt habe und Sie alles wissen, fühle ich mich mehr wie ein Mann, nicht mehr wie ein Kind oder ein Feigling.“

„Setzen Sie sich,“ sagte Challoner, „und lassen Sie uns die Sache noch ein wenig besprechen."

Beide setzten sich. Christmas vergrub die Hände in den Taschen, senkte den Kopf auf die Brust und starrte zu Boden.

„Die Geschichte ist allerdings schlimm genug,“ begann Sir John, „aber sie könnte noch schlimmer sein. Pembroke, Sie sind ein sehr junger Mann und werden darüber hinwegkommen. Ich weiß solcher Trost stimmt jetzt nicht mit Ihren Gefühlen überein, aber Sie werden es überwinden, mein lieber Junge. Sie werden darüber hinwegkommen.“

Christmas schüttelte den Kopf.

„Ich werde nie darüber hinwegkommen, Sir John — nie. Sie meinen, das sagen die Leute

immer? Vielleicht thun sie's, aber manche sind auch davon durchdrungen. Wir sind ein schrecklich unwandelbares Geschlecht," sagte er und auf seinem bleichen Antlitz flimmerte ein melancholisches Lächeln wie ein schwacher Sonnenstrahl auf eine Schneelandschaft. „Meines Vaters letzte Worte nannten die Frau, die — an der er gehangen, und ich hoffe, die meinigen werden dasselbe thun."

„Nun," fuhr Sir John fort, dem nichts daran lag, auf diesen Punkt sehr einzugehen, „unter allen Umständen können wir sehen, was für gute Seiten an der Sache sind. Lassen Sie uns einmal annehmen, Marie hätte davon gewußt und wäre romantisch und empfänglich und was sonst dazu gehört und fühlte nun ebenso wie Sie —"

„O!" Wieder entrang sich jenes Stöhnen den Lippen des jungen Mannes, wieder stürzte das Blut in das Gesicht, das einen Augenblick vorher noch weiß gewesen. Der bloße Gedanke, die entfernte Andeutung einer solchen Möglichkeit durchströmte ihn mit einer Woge der Leidenschaft, die direkt vom Herzen zum Haupte zu sprudeln schien.

„Ich sagte, nehmen wir an, das wäre so. Ich spreche offen mit Ihnen, Pembroke, als mit einem

Manne von Vernunft und Welt" (Sir John wußte, daß es sogar einem jungen Liebhaber schmeichelt, wenn man ihn als einen Mann von Vernunft und Welt ansieht). „Nehmen wir an, dem wäre so — was wäre daraus enstanden? Ich denke mir, Sie haben den Charakter meiner Tochter studiert; aber Sie kennen sie schwerlich so genau wie ich. Haben Sie gesehen, daß sie ehrgeizig ist? Die meisten Frauen sind es, aber sie ganz besonders. Ich habe in ihr nicht viel von dem gesehen, was Ihr jungen Leute Fähigkeit zur Liebe nennt. Sie will in die Gesellschaften gehen, dort glänzen und so glücklich sein. Ich sage Ihnen, Pembroke, ich liebe meine Tochter weit mehr, als selbst Väter im allgemeinen ihre Töchter lieben, und doch sage ich von ganzem Herzen, daß ein junger Mann wie Sie nicht wohl daran thäte, sie zu heirathen. Klingt das unzart? Es ist die Wahrheit, mein Sohn. Es giebt Frauen, denen die bloße Liebe nicht genügt, und Marie ist eine von ihnen."

„Ich glaube es dann wohl auch, Sir John. Ich weiß allerdings nicht viel von den Frauen, — aber ich hätte es nicht gedacht."

„Freilich, Sie hätten es nicht gedacht. Mein

lieber Junge, für Sie ist eine Frau noch ein Engel."

Christmas schüttelte den Kopf.

„Nicht jede Frau," verbesserte sich Sir John, „aber doch eine gewisse Frau."

„Ich weiß nicht, Sir John. Ich habe nie darüber nachgedacht, ob Ihre Tochter ein Engel wäre oder nicht."

„Nun, sie thun's doch in den Romanen — die jungen Männer, meine ich; wie?"

Christmas wand sich unter dieser trockenen, frostigen Analyse, als würde ihm eine Wunde ausgebrannt.

„Ich weiß nur, was ich fühle, Sir John, aber in Worte könnte ich es nicht kleiden. Ich will es in Handlungen kleiden! Ich weiß, was mir Ihre Tochter zu sein scheint."

„Mein lieber Pembroke, Sie können gewiß keine höhere Meinung von Marie haben als ich; aber es ist vielleicht eine andere Art Meinung, da sie von einem andern Gesichtspunkt gefaßt worden ist. Ein Vater hat es nicht nöthig, seine Tochter für eine Vollkommenheit zu halten, um sie zu lieben, aber ein junger Mann sieht die Dinge anders an."

Christmas machte eine etwas ungeduldige Bewegung, wie wenn er protestiren wollte.

„Das ist es nicht,“ sagte er. „Ich liebe Miß Challoner, weil ich nicht anders kann, und es ist mein Unglück — das ist alles. Ich muß die Konsequenzen tragen und will sie tragen. Aber lassen Sie uns keine geistige Analyse versuchen, Sir John — ich bekenne, daß ich dem nicht gewachsen bin.“ Bei all seiner Dankbarkeit gegen Sir John erhob sich ein merkwürdiges, feindseliges Gefühl gegen denselben in seinem Herzen.

„Ja nun, Pembroke, ich wollte Ihnen nur zu Ihrem eigenen Heile zeigen, wie äußerst hoffnungslos die Sache wäre.“

„Das wußte ich sehr wohl. Sie konnten mir darüber nichts lehren, Sir John — ich wußte es von Anbeginn.“

„Nein, nein, Pembroke, Sie mißverstehen mich wirklich vollkommen. Ich nahm für einen Augenblick an, daß sich die Dinge genau so verhielten, wie Sie es wünschen würden, daß meine Tochter fühlte wie Sie, und daß ich mich bewogen fühlte, meine Einwilligung zu geben. Ich sage Ihnen freimüthig, daß Sie etwas sehr Hirnverbranntes thäten,

daß Sie eine Frau heiratheten, die einen für solche Bedingungen viel zu großen Ehrgeiz und Verstand besitzt — Sie nehmen mir's doch nicht übel, daß ich frei herausrede? — und daß sie es in kurzer Zeit bedauern würde — und Sie selbst auch. Finden Sie es sonderbar, daß ich in dieser Weise von meiner Tochter rede?"

„Nein," sagte Christmas unverblümt, „denn ich vermuthe, daß Sie wünschen, so sollte sie sein."

„So ist es, Sie haben ganz Recht. Ich wünsche, daß sie ehrgeizig sei. Ich bin froh, daß sie jetzt" (er legte auf das Wort jetzt einen besonderen Nachdruck) „an der Schwelle eines solchen Lebens steht, wie es sich für sie eignet. Aber das hindert mich nicht, tief, sehr tief mit Ihnen zu fühlen, mein armer Sohn! Ich wünschte, dies hätte Sie nicht in meinem Hause betroffen. Ich hätte es wissen und vorhersehen müssen."

Gütig legte er die Hand auf die Schulter des armen Christmas. Vielleicht rührte ihn wirklich das Mißgeschick des Jünglings. Ein augenblickliches Schweigen trat ein. Christmas wendete sich dem Kamin zu und verbarg so sein Angesicht. Er war sehr jung und war in's innerste Herz getroffen.

Gerade jetzt hätte er in kein theilnehmendes Auge blicken können.

„Nun,“ sagte er nach einer Weile, „das Schlimmste ist vorbei — Sie tadeln mich nicht?“

„Ich habe so oft gewünscht, ich hätte einen Sohn,“ sagte Sir John mit Wärme. „Wenn ich einen Sohn hätte, Pembroke, so wünschte ich, daß er unter solchen Umständen so gehandelt hätte wie Sie.“

Er reichte ihm die Hand hin, und Christmas ergriff sie. Der große Finanzier hätte in diesem Moment wünschen können, daß sein junger Freund um ein Beträchtliches weniger stark gewesen wäre; denn Sir John's Hände waren weich und fleischig und mit Ringen geschmückt, Christmas' gerührter Händedruck aber war, wie wenn Götz mit seiner eisernen Hand zugegriffen hätte.

„Wir wollen darüber noch weiter sprechen,“ sagte Sir John, ohne ein Zeichen von Schmerz bei dem kraftvollen Händedruck zu geben, wohl aber seine Hand sanft, doch möglichst bald zurückziehend. „Ich weiß nicht, ob es für Sie nöthig ist, an's Weggehen zu denken oder etwas Besonderes zu unternehmen, wenigstens in den nächsten Monaten,

und vielleicht sehen Sie nach Verlauf dieser Zeit die Dinge in einem ruhigeren Lichte an. Ich werde Ihnen das in einigen Tagen näher auseinandersetzen. Sehen Sie, man muß da nicht unbesonnen handeln, nicht die Aufmerksamkeit der Leute auf sich ziehen."

„Ein Wort, Sir John — unter allen Umständen darf sie nichts davon erfahren."

Sir John legte sanft seine Hand auf die Christmas'.

„Das überlassen Sie getrost mir. Wenn Sie mein eigener Sohn wären, könnte mir Ihr Vertrauen nicht heiliger sein. Morgen oder übermorgen will ich weiter mit Ihnen darüber sprechen, jetzt: Adieu!"

Sir John wandte sich dem Fenster zu, und als er sich wieder umsah, war Christmas weggegangen.

Um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, Christmas that ihm leid, und es that ihm weh, daß sich so etwas ereignet hatte. Aber im gegenwärtigen Moment war seine Hauptsorge, daß er nicht fortgehen sollte, und daß es kein Abschiednehmen und kein ostentatiöses Aufgeben der einmal eingeschlagenen Karriere von Seiten des jungen

Mannes gäbe. Sein Instinkt sagte ihm, daß es für jetzt unklug wäre, irgend welche Scenen oder Erklärungen hervorzurufen. Soviel er auch den Ehrgeiz seiner Tochter rühmte und seinen Glauben daran bekannte, so fürchtete er doch die möglichen Konsequenzen, wenn sie diesen schönen, ritterlichen jungen Mann in irgend einem Sinne als Märtyrer ansehen sollte. Man kann niemals sagen, meinte er, was die Frauen stärker bezaubert, das Gelingen oder das Mißlingen, der Mann, der siegt, oder der Mann, der verliert. Auch fragte er sich, nach seiner gewohnten Manier, ob es nicht möglich wäre, daß der junge Mann bei all seiner Aufrichtigkeit nicht doch ein verborgenes Motiv dabei hatte, als er ihm sein Bekenntniß machte. Wenn nun der arme Bursche doch noch eine schwache Hoffnung hatte, Marie's Gefühle zu rühren? Wenn nun der Vorschlag, sich nach Japan zu verbannen, mit einer unbestimmten Idee dieser Art gemacht wurde? „Nein, er darf nicht gehen,“ entschied Sir John. „Das würde nimmermehr gut sein; wir müssen etwas Besseres ausdenken.“

Er sah nach der Uhr. Es war halb fünf,

und um fünf wollte Vidal kommen. Er verließ das Zimmer und begab sich zu seiner Tochter.

Sie bewohnte ein Eckzimmer wie das, was sie in Durewoods besaß, hatte sie es doch auch wegen der Aehnlichkeit gewählt und es ganz nach derselben Weise wie dort einrichten lassen. Marie saß am Schreibtisch, als ihr Vater hereintrat, und durchstöberte alte Briefe, unvollendete Skizzen, angefangene und beiseitegelegte Verse und dergleichen Wust mehr, nach dem man gewöhnlich nur in etwas melancholischen Stimmungen zu greifen pflegt. Sir John fand, daß sie blaß aussah. Sie lächelte ihm indessen sehr warm entgegen und legte ihre Papiere aus der Hand.

„Ich untersuchte einmal meine Proben alter Verse, Papa. Vor langer Zeit in Durewoods, als ich noch jung war, bildete ich mir ein, zur Dichterin bestimmt zu sein. Ich habe jetzt einige von den Gedichten gelesen — es ist ganz schrecklicher Schund!“

„Es mögen wohl alle jungen Leute Gedichte machen, Marie; so etwas kann man auch nur thun wenn man jung ist. Schmerzt es Dich, daß Du jetzt keine Dichterin in Dir entdeckst?“

„Könnte eine Dichterin in die gute Gesellschaft

gelangen, Papa? eine wirkliche Dichterin, meine ich, nicht eine Modedame, die eben nur Gedichte macht?"

„Warum fragst Du mich darnach?"

„Mr. Vidal glaubt, Dichter von Profession werden in der Gesellschaft nur geduldet — etwa wie eine Art moderner Minnesänger. Ist denn dem so, Papa? Ich weiß es nicht. Ich sah an einem der letzten Abende einen Dichter, und alle schienen sehr aufmerksam gegen ihn zu sein, und die Damen waren um ihn herum. Aber Mr. Vidal sagt, so etwas nennt er nicht wirklich in der Gesellschaft sein."

„Nun, Marie?"

„Ja nun, Papa, das ist alles. Ich möchte nur darüber gern klar sein. Ich hätte denn doch nicht gern meine Karriere aufgeopfert, um Gedichte zu machen. Ich werde ja doch mein Brot nicht verdienen müssen, Papa, und ich nehme an, daß meine erste Pflicht ist, respectabel zu sein."

Fräulein Unhold war in einer ihrer cynischen Stimmungen, die in jüngster Zeit häufig bei ihr eintraten. Er war mit ihrer jetzigen Art, die Dinge zu drehen und zu behandeln, nicht zufrieden. Es erschien ihm wie ein Vorwurf gegen ihn oder

wenigstens wie eine Erinnerung daran, daß er noch nicht unbedingt seinen Platz in der Gesellschaft behauptete.

„Ich denke, Marie, Leute wie wir können immerhin thun, was sie wollen. Ich selbst habe ja zu viel mit den Realitäten des Lebens zu thun, um Zeit für solche Gedanken an Poeten und Poesie zu haben. Aber ich habe doch immer gefunden, daß einige von unsern Poeten sich in sehr guter Gesellschaft bewegten. Beiläufig — die Poesie erinnert mich an die Musik und die Musik an Ronald Vidal. Er kommt ja wohl heut um fünf Uhr?"

Marie erröthete ein wenig, sagte aber nur gleichgültig: „Ich glaube, ja."

„Ich habe schon Besuch gehabt von einem andern jungen Liebhaber — ich meine, von einem jungen Liebhaber," sagte ihr Vater mit einem Anschein jugendlicher Munterkeit. „Christmas Pembroke, Marie."

„Wirklich?"

„Er kam, um mich zu seinem Vertrauten zu machen. Erinnerst Du Dich noch, ich sagte Dir vor einiger Zeit, daß er sicherlich kein Geheimniß vor mir haben würde?"

„Ja Papa, das sagtest Du.“

„Nun, ich hatte Recht. Er kam heute und sagte mir alles.“

„Es war — wie Du es erwartetest?“

Diese einfache Frage, die im Ton ruhigsten Interesses gestellt wurde, war für Sir John wie der Anblick eines Marterwerkzeuges für einen nervenschwachen Gefangenen, der wohl weiß, daß, wenn es bei ihm angewandt wird, er die Schande auf sich ziehen würde, um sich zu retten. Er war kein Mann der Skrupel im Sinne der Welt; aber seine Tochter zu betrügen durch etwas, was denn doch gröber war, als nur eine Zweideutigkeit, schien eine verächtliche Handlung. Er hatte eine so direkte Frage nicht erwartet; er hatte es für ausgemacht gehalten, daß seine Tochter den Inhalt von Christmas' Bekenntniß voraussetzen und so sich selbst betrügen würde. In dem kurzen Moment des Zögerns leuchtete es ihm seltsam und schmerzvoll ein, daß, wäre er als ein Gentleman erzogen worden wie Ronald Vidal, so hätte er überhaupt nicht zögern können. Aber das flößte ihm jetzt keinen Zweifel mehr ein, und er antwortete:

„Ja, Marie, es war, wie ich erwartete — natürlich."

„Dann ist es also wahr! Ich hätte es nicht gedacht; aber wie kann ein Anderer das beurtheilen? Mir scheint sie so scharf, so ungestüm und — ich weiß nicht! Es soll mich freuen, wenn er glücklich wird — sehr, sehr freuen!"

„Es liegen aber vorläufig noch manche Schwierigkeiten dazwischen," sagte Sir John unbekümmert. „Er denkt nicht daran, sogleich zu heirathen — für jetzt kann gar keine Rede davon sein. Und dann, Marie — er hat das nur mir mitgetheilt, vielleicht hätte ich es nicht einmal Dir zuflüstern sollen — und nebenbei," fügte er hinzu, wie eine schwache Anstrengung, sein Gewissen zu retten, „wirst Du Dich auch erinnern, daß ich thatsächlich Dir nichts von dem mitgetheilt habe, was er mir erzählt hat — und es ist selbstverständlich, daß Du davon nichts darfst verlauten lassen, und zwar gegen keinen Menschen."

„Du brauchst mir wohl schwerlich Vorsicht einzuschärfen," sagte Fräulein Unhold, sich in ihrer ganzen Würde erhebend. „Ich werde mich nicht ge-

drungen fühlen, über Mr. Pembroke's Liebesgeheimnisse zu sprechen."

„Du weißt doch," meinte Sir John vertraulich, „man muß es nicht zu sehr zu Herzen nehmen, was Knaben dieses Alters über solche Gegenstände reden. Sie wissen noch kaum, was sie wollen. Unser junger Freund mag sich längst anders besonnen haben, ehe etwas hieraus werden kann."

Sir John hatte bei diesen Worten eine doppelte Absicht, wenn sie ihm auch nur dunkel bewußt war. Die eine war, seine Tochter auf die Wahrscheinlichkeit vorzubereiten, daß Christmas Miß Jansen niemals heirathen würde, und die andere war, sein eigenes Gemüth durch die Vorstellung zu beruhigen, daß er kein Unrecht begehe, indem er eine Leidenschaft gleichgültig behandelte, die möglicherweise nur ein vorüberrauschender Jugendtraum war.

„Ich sollte denken, Mr. Pembroke weiß, was er will," sagte Marie gleichgültig. „Sie ist ein sehr hübsches Mädchen und sehr klug. Ich denke nicht, daß wir sie tadeln dürfen, weil sie gegen das gewöhnliche Loos der Frauen auftritt. Wir spielen ja auch eine sehr armselige Rolle in der Welt, wie ich selbst finde."

„Ich hoffe, Du wirst eine glänzende Rolle spielen, Marie?“

„Ich hoffe es auch. Man müßte doch wenigstens etwas thun.“ In ihrem Ton lag eine gewisse Bitterkeit.

„Das bleibt Dir ja wohl überlassen, Marie.“

„Ich denke mir, sie wird aufhören, gegen die Gesetze der Welt zu reden, wenn sie glücklich ist,“ sagte Marie nachdenklich, ohne etwas auf seine Worte zu erwiedern. „Ich setze voraus, daß sie ihn sehr lieb hat.“

„O ja — das setze ich auch voraus.“

„Und er liebt sie — so bald! Es scheint mir seltsam — ich weiß nicht warum.

Ein Diener trat mit einer Karte herein.

„Vidal ist unten,“ sagte Sir John. „Du willst ihn doch sehen, Marie? Ich muß einen Brief schreiben.“

Eine sekundenlange Pause trat ein. Er sah seine Tochter an. „O ja,“ sagte Marie endlich, „ich will ihn sehen.“

18. Kapitel.

„O Vater, laß uns ziehn!"

Marie Challoner wußte vollkommen, zu welchem Zweck Mr. Vidal an diesem Tage kam, und ihr Vater wußte, daß sie es wußte. Mr. Vidal war in der letzten Zeit so oft mit ihr zusammengekommen, und augenscheinlich auf Wunsch ihres Vaters, daß sie nach und nach dahin gelangt war, seine Aufmerksamkeiten als etwas Selbstverständliches anzunehmen. Als sie kürzlich auf einem Besuch bei zwei von Mr. Vidal's Tanten war, hatte sie hinreichend deutliche Winke über seine Bewunderung für sie gehört. Dennoch schien sie immer vor dem Nachdenken über das Resultat dieses alles zurückzuschrecken, wie sie sich auch nicht einmal fragen mochte, welche Antwort sie ihm geben sollte, in dem wahrscheinlichen oder fast gewissen Fall, daß er um ihre Hand anhielte. Sie hatte den Gedanken von sich gestoßen, wie ein nervöser Mann, der nicht

gewöhnt ist, Reden zu halten, es dennoch immer aufschiebt, seine Gedanken zu sammeln, und sich überredet, der Vorsitzende des öffentlichen Mahles werde ja doch nicht gerade ihn auffordern, einen Toast zu beantworten. Nun war der Moment da, und es war zu spät, seine Gedanken zu sammeln oder seinen Entschluß zu fassen — die Antwort mußte sogleich gegeben werden.

Sir John Challoner sah ihr nach, als sie sich nach dem Wohnzimmer begab, und dann ging er in sein Bibliothekzimmer. Er fand sich ungewöhnlich nervös und fühlte sich momentan verstimmt über die Einrichtung der Vorsehung, die Jünglinge und Jungfrauen gemacht hatte und den Vätern die Verantwortlichkeit auferlegte, zu sorgen, daß ihre Töchter den rechten Mann heiratheten. In finanziellen Angelegenheiten war er streng, kühl und furchtlos — seine Feinde sagten zuweilen unskrupulös; jetzt aber war er in seinem eigenen Hause unruhig und vor seiner eigenen Tochter verlegen. Er schien seinen Muth verloren zu haben. Er konnte nicht verstehen, warum er sich so gedemüthigt fühlte, blos weil er seine Tochter hatte ein wenig belügen müssen, noch dazu in einer Sache, die doch

wahrscheinlich für sie von geringer Wichtigkeit war. In keinem Fall konnte ihm jemand sagen, daß er nicht nach Kräften zu ihrem Besten handelte. Was würde es ihr nützen, wenn er ihr empfängliches Herz dadurch verwundete, daß er sie wissen ließ, dieser arme Knabe liebte sie? Außerdem war Sir John feierlich gebunden, Pembroke's Geheimniß nicht zu verrathen. Freilich hatte er ihr zu verstehen gegeben, daß Pembroke ein Geheimniß sehr verschiedener Art habe, und das hieß gewiß etwas weit gehen. Dennoch war es ja nur eine Vorsichtsmaßregel vernünftiger Klugheit, wie die Umstände nun einmal lagen, und die Frauen müssen ja doch nun einmal immer mehr oder weniger durch List geführt werden. „Du lieber Himmel!" fragte Sir John sein rebellisches Gewissen, „wem fällt es denn im Traume ein, den Frauen die volle Wahrheit zu sagen?" Aber wiederum — nicht die ganze Wahrheit sagen, ist eine Sache, aber etwas zu sagen, was nicht die Wahrheit ist, eine andere. Und nun die eigene Tochter belügen, die zu einem emporblickt als zu einem Vater und Berather — und nun gar Marie, die selbst so durchleuchtend wahr und aufrichtig war, und der jenes Prinzip der Ehre

angeboren zu sein schien, das unter Frauen so selten ist! Kurz, Sir John fühlte, daß es besser sei, über diesen Gegenstand nicht zuviel nachzudenken. Er schüttelte ihn von sich ab, entschlossen und bemüht, die ganze Verantwortung der Vorsehung aufzubürden, die ihn nicht mit einem so klaren, unnachgiebigen Gewissen geschaffen, wie z. B. Pembroke's Vater, oder ihn nicht wenigstens von Geburt an mit Menschen von Ronald Vidal's Klasse zusammengebracht hatte, die immer die Wahrheit sprechen müssen, als eine nothwendige Bedingung ihrer Erziehung.

Er saß nun und wartete auf Vidal, von dem er sicher wußte, daß er zu ihm kommen würde, sobald seine Unterredung mit Marie vorüber war. Er wußte, daß, wie auch das Resultat ausfiele, Marie sich ohne Zweifel in ihr Gemach zurückziehen und für einige Zeit unsichtbar bleiben würde. Sir John, der im gewöhnlichen Leben stets so gelassen war, fühlte während dieser Unterredung sein Herz vor unruhiger Erwartung heftig pochen. Der Abend war ungewöhnlich finster, und die Lampen waren noch nicht gebracht worden. Er schritt im Zimmer auf und ab und verlor sich in vager Er-

regung und Spannung. Seine Gedanken wanderten zurück und zurück. Plötzlich stutzte er — es schien ihm, als höre er den Klageschrei eines Kindes. In einem Augenblick kam er wieder zu sich selbst und wußte, daß es nur irgend ein Laut draußen auf der Straße gewesen war, wußte aber auch zugleich, wie seine Phantasie ihn so hatte betrügen können. Niemals war er allein in einem Bibliothekzimmer auf- und abgeschritten, und in einer solchen Angst der Erwartung, seit dem Abende, an dem Marie geboren worden. Das war der Klageschrei des Kindes, der jetzt aus der Vergangenheit aufstand und an sein Ohr drang.

Er klingelte nach Licht, und fast im selben Moment mit dem Diener trat Ronald Vidal ein. Hastig schritt er auf Sir John zu, als er den bei den Lampen beschäftigten Diener bemerkte. Er hielt im Lauf inne, nahm ein Buch von einem Brett und schien eifrig eine Stelle aufzusuchen. Challoner ward inne, daß Vidal's Hände zitterten, und dies beunruhigte ihn. Konnte Marie ihn ausgeschlagen haben?

Der Diener verließ das Zimmer.

„Nun?“ fragte Challoner begierig.

„Nun!“ versetzte Vidal, trat an den Kamin, gerade, wo auch Pembroke gestanden hatte, mit einem Fuß auf dem Feuergatter, zog an den Enden seines Schnurrbartes und vereinigte beide über seinem Kinn: „Ich glaube, es steht gut, Challoner, aber ich weiß es kaum!“

„Sie wissen es kaum? Fragten Sie sie denn?“

„O ja, ich fragte sie.“

„Und was sagte sie?“

„Nun, sie sagte nicht nein.“

„Gab sie denn ein Ja zu verstehen?“

„Nun, ich denke, in einer Art that sie's.“

„Was für ein beherzter Freier!“ sagte Sir John mit einem Lächeln, denn er fühlte sich jetzt über das Resultat der Unterredung hinreichend beruhigt. „Geht und hält um eine Dame an und kommt wieder, ohne ganz gewiß zu sein, ob sie ihn will oder nicht will!“

„Aber das ist es eben. Ihre Tochter wollte sich durchaus nicht entscheiden. Sie will mir in einem oder zwei Tagen genaueren Bescheid sagen.“

„Bis dahin befiehlt sie Ihnen, zu hoffen?“ sagte Sir John lächelnd und dachte dabei, was

doch selbst gescheute junge Leute für Idioten seien, wo die Frauen in Betracht kämen.

„Ich nehme es an, Challoner. Sie war sehr freimüthig — und fürchterlich gesammelt — verteufelt viel mehr als ich, das kann ich Ihnen sagen. Sie sagte, sie habe nicht das Geringste gegen mich einzuwenden, wäre mir vielmehr recht zugethan — ganz freundlich und ermuthigend. Sie sagte, es läge kein Grund vor, weshalb sie mich abweisen sollte; aber sie wollte es doch noch überlegen. Ich denke, es mag wohl alles in Ordnung sein, Challoner — Sie müßten das doch wissen, ich habe mich noch nie in solcher Lage befunden."

„Natürlich ist alles in Ordnung," sagte Sir John fast ärgerlich. „Was ich nicht verstehe, Vidal, ist, was Sie denn sonst eigentlich noch haben wollten, oder warum Sie denken konnten, es möchte nicht alles stimmen?"

„Ich weiß es selbst nicht so genau, aber die ganze Sache schien so vollständig anders, als man's erwartete, finden Sie denn das nicht auch? Ich erwartete etwas schauerlich Gerührtes, und war's denn nicht natürlich, daß ich das that? Ich kann Ihnen sagen, ich war gerührt genug."

„Können Sie sich auf etwas besinnen, was Sie gesagt haben?“ fragte Sir John ziemlich amüsiert.

„Nicht ein Wort. Ich versuchte, sehr beredt und beweglich zu sprechen, aber ich brachte es nicht zu Stande. Miß Challoner war so ungeheuer gelassen, und sie wollte mir auch nicht ein bischen heraushelfen. Ich bin gewiß, daß die Mädchen im allgemeinen nicht so sind.“

„Meine Tochter ist auch nicht so erzogen worden wie die Mädchen im allgemeinen, Vidal.“

„Nein, bei Gott!“ rief Vidal mit etwas wie Enthusiasmus im Ton. „Wenn das der Fall wäre, wenn sie nur ein klein wenig so wäre, wie die Mädchen im allgemeinen, so würde ich nicht in einer so großen Verlegenheit gewesen sein, wie ich es war. Aber ich bin vollkommen verliebt in sie und wünschte nur, Challoner, daß ich denken könnte, sie liebte mich auch.“

„Die Mädchen sind nicht so geneigt, ihre Gefühle allzu offen zu zeigen.“

„O, das ist es nicht; ich wünschte, es wäre so. Aber soviel weiß ich denn doch, Challoner — an ihr war auch kein Schatten von Bewegung. Sie liebt mich nicht, Challoner.“

„Das Alles wird mit der Zeit kommen — jedenfalls liebt sie doch sonst niemanden.“

„Nein; daran ist etwas. Dann glauben Sie also, daß alles in Ordnung ist?“

„Gewiß. Wenn Marie die Absicht hätte, Ihre Hand auszuschlagen, so würde sie das auf der Stelle gethan haben.“

„Ich hoffe doch auch, daß sie mich nicht blos nimmt, um ihrem Vater zu gefallen? Das müssen wir nicht zulassen, Challoner.“

„Sie sind ein gefühlvollerer Liebhaber, als ich es Ihnen je zugetraut hätte.“

„Bin ich das? Ja, Sie haben keine Idee, wie wunderlich mir bei der ganzen Affaire zu Muthe ist. So war mir noch nie bisher zu Muthe — und ich glaubte gar nicht, daß es in mir wäre. Ich habe mich sehr angestrengt, um ihr zu gefallen, Challoner — Sie wissen's. Ich habe keinerlei Antheil an irgend einem Theater, und ich hab's aufgegeben — kurz, ich habe faktisch alles aufgegeben. Ich hoffe wirklich, sie wird mich noch ein wenig lieb gewinnen, Challoner.“

„Ich denke, ich kann für sie einstehen. Wenn Sie es aber wollen, so kann ich sie ja selbst fragen.“

„Ich wünschte, Sie thäten das — ich wünschte es wirklich, Challoner. Der Gedanke, daß wir sie zu etwas zwingen, ist mir unerträglich. Manchmal kommt es mir vor, als wären wir ein Paar Verschwörer.“

„Wenn wir Verschwörer sind, so haben wir uns doch verschworen, sie glücklich zu machen.“

„Ich wollte lieber mich selbst unglücklich machen als sie — tausendmal lieber!“ rief Vidal in seiner Bedrängniß mit Energie.

Sir John befreite sich von dem jungen Liebhaber, so schnell er nur konnte, denn er hielt dafür, daß er mehr von Liebesentzückungen mit angesehen habe, als er an einem Tage vertragen könne. Ronald Vidal's Bericht von der Gelassenheit und Selbstbeherrschung seiner Tochter war ihm auf's äußerste angenehm. Er war sehr froh, zu finden, daß sie nicht zu unseren gefühlsseligen Damen gehörte, und war überzeugt, daß sie nur eine um so bessere Frau abgeben würde, wenn sie bei einem solchen Anlaß nicht sentimental war.

Als Vidal glücklich fort war, ließ Sir John seine Tochter rufen. Er hatte jetzt den unbehaglichen Eindruck beinahe abgeschüttelt, den der fromme

Betrug, den auszuüben er für klug gehalten, auf ihn gemacht hatte. Die erste Neuheit war vorüber.

„Vidal ist fort, Marie,“ sagte er, als seine Tochter das Bibliothekzimmer betrat.

„Ich konnte mir's denken, Papa, daß er fort war, da Du mich rufen ließest.“

Sir John nahm die Hand seiner Tochter und zog sie zu sich heran.

„Darf ich Ronald Vidal gratuliren?“ fragte er leise. „Deine Antwort, wie er sie mir beschrieb, gab ihm keine rechte Gewißheit — und natürlich ist er sehr in Sorge, der arme Bursche.“

„Ist er sehr in Sorge? Das thut mir recht leid.“

„Aber ich kann ihm doch gewiß gratuliren, Marie?“

„O ja, Papa, wenn sich das so gehört. Aber findest Du nicht, daß man mir eher gratuliren müßte als ihm?“

„Wie so, Marie?“

„Ich erreiche die Höhe meines Ehrgeizes, Papa — ich werde eine große Dame in der Gesellschaft werden. Ich werde vermählt werden mit dem Sohn eines Grafen. Wo gäbe es eine würdigere Ge=

legenheit zu Gratulationen? Aber ich sehe nicht ein, wozu man ihm gratuliren sollte.“

„Nicht dazu, daß er eine solche Frau bekommt, Marie?“ und Sir John legte sanft den Arm um seine Tochter und drehte sie nach dem Spiegel herum. Sie sah sich sehr ernsthaft an.

„Ja so,“ sagte sie, „das vergaß ich ganz. Er ist wirklich sehr gütig und höflich — und das in der allerpraktischsten Art. Ich muß freilich annehmen, daß er in mir etwas Anziehendes findet. Wenn ich ein Mann wäre, so weiß ich wenigstens gewiß, daß dies nicht die Art Frau ist, die ich bewundern würde.“

„Nun was für eine Art Frau würdest Du denn bewundern, Kind?“

„Etwas Kleines, Liebliches und Anmuthiges, voller Liebe und Zärtlichkeit — etwas in der Art. Es giebt so viele reizende Mädchen unter denen, die ich gesehen habe, die gerade zu Mr. Vidal paßten.“

„Er denkt nicht so. Seine ideale Frau ist eine, auf die er stolz sein kann, die jedermann bewundert, und die in der Gesellschaft eine glänzende Rolle spielt.“

„Da sie ganz eigentlich für diesen Zweck aufgezogen ist, unbekümmert um die Kosten — in den

fashionablen Kreisen von Durewoods," sagte Marie ernsthaft. „Nun, je größer meine Mängel, desto größer sein Edelmuth, Papa."

„Er ist wirklich sehr glühend und aufrichtig in seiner Liebe für Dich, Marie."

„Ist er das? Das thut mir sehr leid."

„Leid, mein Kind?"

„Ja. Ich bin dieses warmen, starken Gefühles nicht werth. Es ist an mir verschwendet."

„Aber fühlst Du denn auch eine gewisse Anhänglichkeit an ihn — eine Zuneigung, Marie?"

„O ja, Papa, ich denke doch."

„Erinnere Dich, Marie, es wird nicht der leiseste Druck oder Zwang auf Dich ausgeübt. Ich habe noch nicht ein einziges Wort der Ueberredung angewandt; auch ist Dein Versprechen noch nicht gegeben. Du brauchst Ronald Vidal nicht zu heirathen, wenn Du ihn nicht magst."

„Ich will ihn heirathen, Papa, wenn er es wünscht. Es liegt ja kein Grund vor, weswegen ich es nicht thun sollte. Es wird ihm angenehm sein, und ich weiß, Dir wird es auch angenehm sein — und warum sollte ich nicht thun, was Ihr beide wünscht?"

„Es wäre mir lieb, mein Kind, wenn Du mir genau sagtest, was Du bei dem Vorschlag empfindest."

„Papa, ich empfinde gar nichts. Das ist's eben, was mich überrascht. Ich habe absolut gar keine Empfindung. Ich mache mir nicht besonders viel daraus, mich zu verheirathen — ich würde es bedeutend vorziehen, so zu bleiben. Aber wahrscheinlich werde ich mich doch einmal mit irgendwem verheirathen müssen, und ich mag ja Mr. Vidal ganz gern, es kann auch niemand gütiger und rücksichtsvoller sein."

„Du hast kein stärkeres Gefühl anderer Art?"

„Kein einziges. Mein Herz ist wie ein unbeschriebenes Blatt Papier — nur was ich Dir erzählt habe, steht darauf."

„Ich bin gewiß, Marie, Du wirst sehr glücklich weeden und wirst einen guten und klugen Gatten bekommen."

„O ja, das denke ich auch."

Sie schien gegen den ganzen Gegenstand absolut gleichgültig zu sein. Sir John war sehr bestürzt.

„Du scheinst mir unglücklich zu sein, Marie."

„Das bin ich nicht, Papa, wirklich nicht. Ich bin ganz glücklich — denke ich."

„Nicht enttäuscht?“

„Worüber, Papa?“

„Nun, über Deine Aussichten — bis jetzt?“

„Nein, ich glaube nicht. Die Dinge mögen wohl immer in der Wirklichkeit anders sein, als man sie erwartet. Das Leben sieht etwas prosaischer aus, wenn man es kennen lernt. Ich dachte an etwas Romantischeres, Farbenfrischeres und — ich weiß wirklich nicht, was. Vielleicht, denke ich, bin ich über mich selbst etwas enttäuscht. Ich stellte mir immer vor, ich hätte eine empfindungsreiche Gemüthsanlage, und ich finde das nun gar nicht — das ist alles.“

„Um so besser für Dich im wirklichen Leben, mein theures Kind; da kann man nicht stark genug sein.“

„Das mag wohl sein. Es scheint alles so merkwürdig. Ich komme mir so unbetheiligt vor. Es wird doch nicht sobald stattfinden?“

„Es? was denn?“

„Die Hochzeit?“

„Nicht, wenn Du es nicht wünschest. Ronald wird natürlich erst seine Arrangements treffen müssen. Ich habe für die Zwischenzeit einen großen Ge-

danken, Marie. Wie fändest Du es, einmal Amerika zu sehen?“

„Amerika? Die Vereinigten Staaten?“

„Ja. Ich habe sehr viel mit allerlei Projekten in verschiedenen Theilen der Vereinigten Staaten zu thun, und von beiden Seiten drängt man mich, hinüberzugehen und die Dinge selbst in Augenschein zu nehmen. Es ist alles fertig bis auf den Entschluß, zu gehen, und wenn Du mit mir kommen willst, so kann ich den Entschluß sogleich fassen.“

Marie's Augen strahlten, und ihr ganzes Gesicht leuchtete vor Entzücken bei dieser Aussicht.

„Ich wäre überglücklich, wenn ich gehen dürfte, überglücklich! Es giebt nichts in der Welt, was mir so erwünscht wäre, als in Amerika zu reisen! Würden wir weit gehen?“

„Durch den ganzen Kontinent hindurch — nach San Francisco und dem Stillen Ocean.“

„Und das Goldene Thor sehen?“ Die Worte entschlüpften ihren Lippen unwillkürlich. Mit ihnen kam auch eine ungebetene Erinnerung, ein trautes Bild in ihre Seele zurück. Einen Augenblick stand sie auf der Höhe von Durewoods, sah über die Bai mit ihren Inseln hinaus und lauschte Christmas

Pembroke, als er ihr von San Francisco und dem Goldenen Thore erzählte. Die Zeit schien jetzt so fernliegend und so kindlich in ihrer poetischen Glückseligkeit, daß sie sich bei der Erinnerung von einem süßen, feierlichen Gefühl durchdrungen fand, und daß ihr, sie wußte nicht, wie, die Thränen in die Augen schossen. Sie wandte das Haupt hinweg.

„Ronald kann nicht gut mitkommen,“ sagte Sir John nachdenklich, „aber das ist nicht zu ändern.“

„Dann werden wir um so glücklicher mit einander sein,“ sagte Marie eifrig und ohne zu überlegen. „Es wird köstlich sein, Papa! Du und ich allein — wie in den alten Zeiten!“

Und jetzt, als sie aufblickte, konnte ihr Vater nicht umhin, zu bemerken, daß Thränen in ihren Augen standen. Er war gerührt von ihrer Zuneigung zu ihm — überrascht vielleicht, daß soviel Empfindung in einem Mädchen wäre, die in der letzten Zeit so kalt erschien, und er war stolz darauf. Zärtlich küßte er sie.

„Nun, mein geliebtes Kind, Du und ich sind sehr alte Freunde und Reisegefährten; Ronald und Du, Ihr werdet noch Zeit genug haben, mit einander zu reisen. Er wird mir diesen letzten Feiertag mit

Dir nicht mißgönnen. Das ist also abgemacht, Kind, und wir werden gehen, sobald Du bereit bist.“

„Ich bin außer mir vor Freude bei dem Gedanken! Wie lange werden wir fortbleiben?“

„Nun, warte einmal. Es ist eine weite Strecke, und wir werden viel zu sehen bekommen. Vier bis fünf Monate vielleicht.“

„Das wird köstlich werden!“ Damit ging sie in alle Details des beabsichtigten Ausflugs ein mit einem Eifer, der ihren Vater verwirrte und beunruhigte. Bei der Aussicht, eine kurze Reise nach Amerika zu machen, erglühte sie ganz vor freudiger Erwartung, und als es sich um ihre Verlobung und Vermählung handelte, hatte sie kaum auch nur ein mattes Interesse an den Tag gelegt.

„Dann wirst Du also den armen Burschen nicht lange in der Ungewißheit lassen?“ sagte Sir John, als er sie verlassen wollte.

„Was für einen armen Burschen, Papa?“

„Ronald Vidal. Du wirst ihm Deine Antwort bald geben?“

„O, ja, Papa; sobald Du es wünschest. Du kannst sie ja für mich geben, das wird vielleicht das Beste sein — heute noch, wenn es Dir recht ist.“

„Ich glaube nicht, daß ihm das ganz so lieb wäre, Marie," sagte er mit einem Lächeln. „Ich denke, er zöge es vor, Deine Antwort von Deinen eigenen Lippen zu haben."

„Nun gut. Also morgen oder wann Du und er es wünschen."

„Du bist immer die beste und liebste Tochter gewesen," sagte er, indem er sie an sich zog und mit einem so zärtlichen Enthusiasmus küßte, wie er ihn selbst gegen sie nicht oft zeigte. „Du kannst nicht anders, als eine gute Gattin sein, da Du eine solche Tochter gewesen bist."

Aber sie erwiederte das mit keiner Spur von Erregtheit, und er fand, daß ihre Lippen kalt waren.

Das machte ihn freilich ein wenig bedenklich; doch hatte er noch nie angenommen, daß sie Ronald Vidal besonders liebe, erwartete daher auch von ihrer Seite kein positives Entzücken über die bevorstehende Heirath. Aber er war so tief überzeugt, wie es der gewissenhafteste, uneigennützigste Vater nur sein konnte, daß er das Glück seiner Tochter sicherte, indem er ihren und seinen Ehrgeiz befriedigte. Die „Honourable Mrs. Ronald Vidal," sagte er sich wieder und immer wieder vor, als er

sie verlassen hatte. Dann sollte er sich also endlich mit der britischen Aristokratie vereinigt sehen. Ronald Vidal hatte ihm wer weiß wie oft mit jener wunderlichen Offenheit, die einen Theil seiner Natur ausmachte, erzählt, daß seine Angehörigen wünschten, er solle ein Mädchen mit Geld heirathen, daß sie sich aber schrecklich ängstigten, er könne entweder ein nicht repräsentationsfähiges Mädchen aus Manchester wählen oder sich mit Schauspielerinnen in eine Verbindung einlassen, daß sie dagegen mit Entzücken die Möglichkeit begrüßten, ein solches Mädchen wie Miß Challoner seine Frau werden zu sehen. Seine ganze Familie, sagte er, fänden sie „wahrhaft glänzend,“ und sobald nur die Sache abgemacht wäre, würde sie auch von ihnen mit unbegrenzter Herzlichkeit aufgenommen werden.

Die amerikanische Reise war gerade jetzt eine glückliche Inspiration gewesen. Es schien unvermeidlich, daß er einmal hingehen und sich selbst die Dinge in den Vereinigten Staaten ansehen müsse. Zuerst hatte er den Gedanken gehabt, daß er mit Ronald zusammen gehen könne. Da hatte aber Ronald die parlamentarische Karriere aufgenommen, um Marie zu gefallen und sie auf ihren künftigen

Gatten stolz zu machen, und nun mußte er freilich bei seiner Arbeit bleiben. Sir John hatte sich nie viel um Politik bekümmert und war daher nicht eben an die Kammer gebunden. Dann hatte sich Sir John vorgenommen, nach der Hochzeit seiner Tochter allein zu gehen. Nun aber machte diese unglückliche Geschichte mit dem jungen Pembroke es absolut nothwendig, daß Marie für jetzt weggeschafft werden mußte, oder andernfalls würde Christmas plötzlich gehen, und es würde ein Fragen und Abschiednehmen geben und dergleichen mehr, — und Sir John hielt dafür, daß Frauen sowohl wie Könige nach der Schottischen Redeweise „Pferde wären, die man hinterrücks beschlagen müsse,“ denn niemand könne voraussagen, wie sie eine Operation duldeten, die ihnen doch die allerheilsamste wäre. Als er daher jetzt mit seiner Tochter redete, ging ihm der Gedanke wie eine Eingebung auf, sogleich zu gehen und sie mit sich zu nehmen — und dieser Gedanke bewies sich als ein sehr erfolgreicher.

„Dann halte Dich also so schnell wie möglich fertig,“ sagte er ihr beim Abschiede, „und wir wollen die neue Welt in einer Weise erforschen, wie Christoph Columbus es nie im Stande war.“

„O Vater, laß uns ziehn!“ antwortete Marie mit Mignons Worten. Sie ging nach ihrem Zimmer und murmelte dabei die süßen, melancholischen Ausbrüche jener unklaren Sehnsucht vor sich hin. „Laß uns ziehn, o Vater, laß uns ziehn! Dort, weit hinweg, liegt unser Pfad!“

Marie schien kaum eine andere Empfindung in sich zu tragen, als die Sehnsucht nach der amerikanischen Reise. Sie brannte vor Ungeduld, fortzukommen, fort, weit fort von London und ihrer jetzigen Umgebung. Sie hätte sich nicht soviel daraus gemacht, auf dem europäischen Kontinent zu reisen, wäre es auch noch so weit. Das wäre zu sehr das gewesen, was alle Welt that, und Menschen, die sie in London gekannt hatten, mochten ihnen dort begegnen. Wenn aber der Atlantische Ocean dazwischen kam und sie von allen alten Associationen trennte, dann, dachte sie, könnte sie anfangen ihre Reise zu genießen, und die frische Luft würde auf ihren Flügeln Heilung herbeitragen. Heilung wovon? Diese Frage legte sie sich nicht vor.

Ihr war nur bewußt, daß sie sich der Veränderung, der Reise, der Freiheit hoch erfreuen

würde, und daß vier, fünf Monate des Aufschubs jetzt eine glückliche Ewigkeit schienen oder doch wenigstens eine Zeit, in der jede mögliche Hoffnung und Freude zusammengedrängt werden mußte, und an deren Ende man nicht denken durfte. Vielleicht kam das Ende niemals! Jetzt schien es ihr beinahe, als ob sie ohne diesen freien Feiertag an der andern Seite des Atlantischen Oceans aus Mangel an frischer Luft ersticken müßte.

Sie fühlte keine Abneigung gegen Ronald Vidal, im Gegentheil, sie war ihm mehr zugethan als den meisten andern Leuten. Sie hatte auch keine besondere Abneigung gegen den Gedanken an eine Heirath überhaupt. Das war etwas, was ja doch einmal kommen mußte, und da mochte es denn ebenso gut früher wie später sein. Bis jetzt war sie sich noch vollkommen unbewußt, daß in ihrem Herzen ein Gefühl war, das sie daran hindern mußte, Vidal's Antrag anzunehmen. Seit langer Zeit hatte sie ja diesem Antrag schon als gewiß entgegengesehen. Ihr Vater hatte sie in ruhiger, vager Weise, fast unmerkbar gelehrt, Mr. Vidal als den Gatten anzusehen, den sie haben sollte. Nach und nach schien eine Art von Netz um sie

herumgezogen zu sein, und sie hatte sogar, ohne es selbst zu merken, die Macht verloren, sich frei zu wünschen. Es war sonst niemand vorhanden, den sie gern geheirathet hätte, oder an den sie auch nur dabei gedacht hätte. Und trotzdem war es bei all dieser negativen Zufriedenheit, als solle ihr Herz erstickt werden, so oft sie an ihr kommendes Leben dachte. Selbst das Fehlen aller Empfindung war schrecklich. Die Zukunft sah so leer aus — sie zeigte sich wie ein Leben ohne Luft! Zu dieser Realität waren also ihre romantischen Mädchenträume gekommen! „Ich habe keine Liebe in mir,“ sagte Fräulein Unhold sorgenvoll zu ihrem Herzen, „ich kann nicht fühlen, wie andere Mädchen zu fühlen scheinen. Ich muß wohl ohne eine solche Natur geboren worden sein. Dann kann ich ja ebenso gut ihn heirathen — er ist sehr gut und gescheut, und ich glaube, daß er mich lieber hat als jedes andere Weib.“

So vernünftelte sie mit sich selbst, als sie allein in ihrem Zimmer saß. Sie dachte an Christmas Pembroke und Sybil Jansen und be-

neidete die, die lieben konnten und geliebt wurden, und dachte an ihre eigene Verlassenheit, und zuletzt, im Grau des Zwielichts, brach sie in Thränen aus.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Gustav Meyer, Berlin W., Leipzigerstr. 39.

Von der **Englischen Roman=Bibliothek** sind des ferneren erschienen, sowie zunächst in Vorbereitung:

Burnett, Dolly — eine Liebesgeschichte.
— Die schöne Barbarin.
— Das Grubenmädchen von Lancashire.
— Des Erfinders Erbe.

Fothergill, Die erste Violine.
— Die Zeit der Prüfung.

Percy Greg, Jenseits des Zodiakus.

Besant & Rice, Der verkaufte Appetit.
— In Trafalgars Bay.
— Von der Kehrseite.
— Der Traukaplan des London Fleet.

Wingfield, In Ihrer Majestät Gewahrsam.
— Der Hafen des Unfriedens.

Mc. Carthy, Lieb Fräulein Unhold.
— Die Nachbarn vom See.
— Donna Quixote.

Tourgee, Eines Narren Narrenstreich.

Cable, Die Grandissimes.

Black, In Sammet und Seide — Kilmeny.
— Macleod — Sonnenaufgang.

Hardy, Der Stabstrompeter.

Payn, Die Diamanten der gnädigen Frau.
— Aus der Verbannung.
— Eine Traube von den Dornen.

Blackmore, Der Freihändler.
— Aus dem Wasser des Todes.
— Christowell.

Lynn Linton, Die junge Rebellin.

Hunt, Das bleierne Kästchen.

Francillon, Königin Kophetua.

Murray, Eines Lebens Buße.
— Josephs Rock.

Norris, Eheglück.

Forrester, Roy und Viola.